Am. A.
3033
f

Complet f
Am. A. 3033 -
1715s.

191

Denkwürdigkeiten

von

Peru und Chili.

G.W.B.D

Münster:
in der Aschendorff'schen Buchhandlung,
1806.

Ab/50/268

Erster Abschnitt.

Kurzer Abriß der Naturgeschichte und ehemaligen politischen Verfassung des Reiches Peru, von dessen Ursprung an bis auf die Eroberung desselben durch die Spanier.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erster Abschnitt.

Kurzer Abriß der Naturgeschichte und ehemaligen politischen Verfassung des Reichs Peru, vom Ursprung des Reichs, bis auf dessen Eroberung durch die Spanier.

Unter dem Namen Peru ist uns das große Reich in Südamerika bekannt geworden, in welchem von jeher, bis auf die Ankunft der Spanier, die sogenannten Ynka's oder Sonnensöhne regierten. Dies ist aber nicht der erste ursprüngliche Name, (denn die Einwohner nannten es nie anders, als das Reich der Ynkas, und ließen jeder Provinz ihren eigenthümlichen Namen) sondern die Spanier haben ihm denselben, und zwar aus einem Mißverständniß gegeben. Denn als Balboa von Panama abfuhr, um seine angefangenen Entdeckungen im Südmeere fortzusetzen, segelte eins seiner Schiffe an der Küste nahe vor der Mündung eines Flusses vorbei, wo einige Eingeborne mit fischen beschäftigt waren. Ver-

schiedene von dem Schiffsvolke stiegen sogleich ans Land, und suchten sich der fischenden Indianer zu bemächtigen. Dies gelang ihnen ohne viele Mühe, und die Indianer wurden auf das Schiff gebracht; durch Zeichen und abgebrochene Worte fragte man sie, wie das Land hieße, an dessen Küsten sie sich befänden. Die Indianer aber, die voll Angst und Bestürzung waren, und die Sprache der Spanier nicht verstanden, antworteten auf all ihre Fragen nichts weiter, als: Beru Betu. Die Spanier hielten dies für eine richtige Antwort auf ihre Frage, und nannten das ganze Land, dessen Küsten sie befuhren, Beru, woraus nachher Peru wurde; ein Name, der ihm bis jetzt geblieben ist.

Mit diesem Lande schmälert sich die breitere Westseite von Südamerika wieder nach dessen Südspitze zu. Nach Norden grenzt es an Quito und Maynas, gegen Nordosten an Brasilien, gegen Süden an Chili, gegen Westen ans Südmeer.

Als die Spanier dies Land betraten und zu erobern anfingen, erstreckte sich das Gebiet der Ynka's an der Nordseite bis an den Fluß Angasmayu an der Grenze von Quito, gegen Süden ward es durch den Fluß Mauty, der von Osten bis Westen jenseits Chili fließt, begrenzt, und gegen Osten hatte es die lange Gebirgskette, die sich von der äußersten Südspitze an, bis in die nördliche Hälfte von Amerika hin-

zieht, (von den Eingebornen Ritifuyu, jetzt aber Cordilleras oder Andes genannt) zu seinen Grenzen. Seine Länge von dem Flusse Angasmayu bis an Chili betrug 750 Meilen, seine stärkste Breite 120, und die geringste 70 Meilen.

Clima und Boden.

Das ganze Land liegt in der heissen Südzone; mithin würde die Hitze hier völlig unerträglich seyn, wenn nicht theils die hohen gebirgigten Lagen, theils die beständigen Süd- und Südwestwinde, die unaufhörlich wehen, die Hitze so sehr mäßigten, daß die Luft an manchen Orten sogar mehr kalt als warm ist. In mehrern Gegenden des Landes, besonders nach der Westküste hin, sind Regen, Schnee, Donner und Blitz äußerst seltene Erscheinungen; weiter hin nach Osten, in der Gegend der Cordilleras, ist dies alles desto häufiger. Nach der Südsee hin ist der Boden flach, eben und niedrig. Je weiter man aber gen Osten kömmt, desto höher und gebirgigter wird derselbe. Doch auch selbst zwischen den Cordilleras, die sich in zwey Reihen theilen, gibt es größere und kleinere Thäler, die ungemein fruchtbar sind, und dem westlichen Landstriche nichts nachgeben.

Flüsse und Gewässer.

An Flüssen hat das Land, nach Verhältniß seiner Größe, eine beträchtliche Anzahl. Oben an der nördlichen Grenze, an dem Fuße der Cordilleras entspringt der Rio grande de la Madalena, (großer Magdalenenfluß, den die Einwohner schlechtweg den großen Fluß nannten) nimmt seinen Lauf nach Norden, und fällt zwischen der Stadt Carthagena und St. Martha ins Nordmeer. Seine Mündung ist beim Ausfluß gegen 8 Meilen breit, und die Schnelligkeit seines Stroms ist Ursache, daß er noch wohl 10 bis 12 Meilen im Meere fortströmt, ehe er sich mit dessen Wasser vereinigt. — Der Rio Madeira, der an der südöstlichen Grenze des Landes hinfließt, und nordostwärts in den Amazonenstrom fällt, entspringt in Westen des südlichen Theils von Peru aus mehrern kleinern Flüssen, die da, wo sie sich zu einem Fluß vereinigen, Mamore heissen. Den Namen Madeira bekömmt er erst da, wo er sich mit dem Flusse Guapore verbindet, der aus Südosten herauf kömmt. So groß übrigens dieser Madeira ist, so kann er dennoch, wegen der vielen Klippen in seinem Flußbette, nur mit kleinen Schiffen befahren werden. — Der Maranhon oder Amazonenfluß entspringt in den nördlichen Gegenden von Peru, fließt anfänglich nordwärts hinauf, lenkt sich dann östlich herum, und nimmt eine Menge kleinerer Ströme auf, mit denen vereinigt, er oberhalb Brasilien ins große Weltmeer

fällt. — Der Fluß Parahuay oder Rio de la Plata hat gleichfalls seinen Ursprung in den Schneegebirgen, die sich durch ganz Peru erstrecken. Er hat das Eigene, daß er alle Jahre so anschwillt, daß ganze Strecken mit Städten und Dörfern nicht weit von seinen Ufern gänzlich unter Wasser gesetzt werden; deren Einwohner sich alsdann genöthigt sehen, etliche Monate lang in Canots aufzuhalten, die sie an Bäume befestigen, bis sich das Wasser wieder verliert. Seine Mündung, durch welche er sein Wasser auf 30 Meilen weit sichtbar in das Meer gegen Südosten hineinströmt, soll gegen 35 Meilen breit seyn. — Außer diesen großen Strömen gibt es noch eine Menge minder beträchtlicher Flüsse, die sich aber alle in einen dieser größern ergießen. Ueberdem fehlt es auch nicht an Steppenflüssen und Steppenseen, worunter der See Titicaca in dem östlichen Theile von Süd-Peru den größten Umfang hat.

Mineralien.

Spanien allein kann hinlänglich zeugen, wie groß die Menge von Gold und Silber ist, die aus Peru kömmt. In ganz Peru gibt es Gold; doch in einigen Landschaften mehr, als in andern. Man trifft es häufig in Flüssen und Bächen an, so daß die Mühe derer, die den Schlamm verwaschen wollen, reichlich belohnt wird. Vieles

davon sieht aus wie Sand, und heißt Goldstaub; vieles aber hat die Größe von Saamenkörnern, ist bald rund, bald eckigt, und wird Goldkorn genannt. Die Golderze in den Bergwerken sind so reichhaltig, daß das Gold ohne große Mühe daraus gewonnen werden kann; und nicht selten hat man Steine gefunden, in denen die Spitzen des gediegenen Goldes unverkennbar waren. Ueberhaupt wird hier Gold häufiger und mit weit weniger Mühe gewonnen, als Silber. Es gibt zwar in verschiedenen Landschaften des Reichs viele Silberbergwerke, theils aber sind die Silbererze nicht so reichhaltig, als die Golderze, theils ist das Silber zu fest mit unedlen Metallen und Steinarten verbunden, so daß die Scheidung desselben dadurch beschwerlicher gemacht wird. Das reichste Silberbergwerk, das in ganz Peru — man möchte sagen, in der Welt — angetroffen wird, ist das zu Potosi, in dem südlichen Theile von Peru. Es ward 14 Jahre nach der Eroberung des ganzen Reichs, also im Jahre 1545 zuerst entdeckt. Die ganze Gegend um Potosi ist gebirgigt und unfruchtbar, aber alle größern und kleinern Berge sind nichts, als unerschöpfliche Quellen der reichsten Silberschätze. Der Hauptberg, den man zuerst bearbeitete, ist wie ein Zuckerhut gestaltet, hat am Fuße eine Meile, auf seiner abgestumpften Spitze aber eine Viertelmeile im Umkreise. Die Luft auf diesem, so wie auf den benachbarten Bergen, ist rauh und kalt, und fast alle Morgen ist sein Gipfel mit Schnee bedeckt. Die erste Entdeckung dieses Silberberg-

werks geschah durch einige Indianer in Spanischen Diensten. Sie fanden die Silberader zufällig zuerst, und benutzten sie eine Zeitlang für sich, bis ihre Herren es gewahr wurden, und der Silberader weiter nachspürten, wodurch denn gar bald das ganze reichhaltige Bergwerk weiter entdeckt und bearbeitet wurde.

Auch hatte das Land einen großen Vorrath an Edelsteinen aller Art; besonders häufig waren zu den Zeiten der Ynka's die Smaragde und Türkisse, die insgesammt aus den Gebirgen in der Landschaft Manta kamen. Die Spanier haben sich zwar viele Mühe gegeben, den Ort, wo sie gewonnen wurden, wieder zu finden; allein noch nie hat ihre Bemühung gelingen wollen, und in der ganzen Landschaft, die sonst so reich an Edelsteinen war, ist fast kein einziger mehr anzutreffen. Die Eigenschaft des Peruanischen Smaragds besteht darin, daß er an dem Orte seines Aufenthalts nur allmählich seine Farbe und seinen Glanz erhält. Anfänglich ist er ganz weiß, und nur, wenn er seine Reife erlangt hat, bekömmt er seine dunkelgrüne Farbe. Die Peruaner schätzten ihn höher, als den Türkis.

Ohngeachtet auch die Perlen den Peruanern bekannt waren, so bedienten sie sich ihrer dennoch nicht; denn die Ynka's, die mehr auf die bürgerliche Wohlfahrt ihrer Unterthanen, als auf Vermehrung der Reichthümer bedacht waren, hatten ihren Gebrauch untersagt, weil sie die Ge-

fahren und Beschwerden kannten, womit sie aus dem Meere geholt werden mußten. Von den Spaniern aber sind sie in desto größerm Ueberflusse gefischt worden. Die Peruanischen Perlen stehen übrigens in einem weit höhern Werth, als die, so bei den Perleninseln gefangen werden. Es gibt ihrer in mancherlei Gestalten: runde, flache und länglichte; worunter die, welche die Gestalt einer Birne haben, am höchsten geachtet werden, weil sie zu Ohrgehängen am tauglichsten sind. Mit der Zeit aber verlieren diese Perlen ihren Glanz, und werden wie mit einer milchweißen Schale überzogen. Um ihnen das verlorne Ansehen wieder zu geben, wird alsdann das äußere verdunkelte Blatt abgezogen, unter welchem man das folgende in seinem gewöhnlichen Glanze antrifft. Dies kann aber nicht ohne große Geschicklichkeit, und ohne ihr wenigstens den dritten Theil ihrer Größe zu benehmen, geschehen.

Vegetabilien.

So wie an Gold und Silber, so hat auch dies Land an Schätzen der Natur aus dem Pflanzenreiche einen gesegneten Ueberfluß. Es wachsen hier nicht nur alle diejenigen Früchte, die dem ganzen Westindien eigen sind, sondern die meisten derselben sind von noch viel größerer Güte und Vortrefflichkeit. Mais, Papaws und andre Brodfrüchte, Zucker, Taback, Arzneikräuter,

Ahorn, Cacao, Fichten und Pfefferbäume, kurz alle, durch die Entdeckung von Amerika uns bekannt gewordene Vegetabilien, sind in Peru allenthalben anzutreffen, und wachsen sogar in jenen Gegenden an der Südsee, wo es fast das ganze Jahr hindurch nie regnet. Man sollte freilich denken, daß bei diesem gänzlichen Regenmangel die Fruchtbarkeit der Erde durchaus von keinem Belang seyn müßte. Aber diese anhaltende Trockenheit der Atmosphäre kann darum keinen nachtheiligen Einfluß auf das Gedeihen der Gewächse haben, weil nicht nur die benachbarten Gebirge vielen Bächen und Flüssen das Dasein geben, die dann das Land allenthalben durchströmen, sondern weil auch alle Abend und Morgen ein so starker Thau herabfällt, der den Abgang des Regens hinlänglich ersetzt, und den Boden stets feucht und fruchtbar erhält.

Außer jenen, in ganz Amerika und Westindien bekannten Gewächsen und Früchten, bringt Peru noch verschiedene Vegetabilien hervor, die nirgends anders, als hier, angetroffen werden. Und unter diesen zeichnen sich folgende als die bemerkenswerthesten aus. Der Strauch Coca wird in ganz Peru in großem Werth gehalten, denn er ist eins von den Gewächsen, womit ein starker Handel getrieben wird. Der Baum ist nicht dicker im Stamm, als ein Weinstock, hat wenig Zweige, aber eine desto größere Menge der zartesten, feinsten Blätter. Diese sind etwa von der Länge eines halben Fingers, und gleichen an

Gestalt den Erdbeerblättern, von denen sie nur in Ansehung der Größe verschieden sind. Die Indianer schätzen diese Blätter so hoch, daß sie dieselben dem Golde und allen Edelsteinen vorziehen; daher sie denn auch die Bäume mit der äußersten Sorgfalt pflegen. Ehedem fand man diesen Strauch nur in einigen Provinzen des Reichs, seit längerer Zeit aber ist er durch die Bemühungen der Indianer in allen Provinzen zu finden. Die Ursache des großen Werths, den man in ihn setzt, liegt in der Nutzbarkeit der Blätter. Diese werden an der Sonne mäßig getrocknet, dann ins Wasser gelegt, damit sich der etwas widrige Geruch derselben verliert, dann kauet man sie, ohne jedoch den Saft hinunter zu schlucken. Der Gebrauch dieser Blätter stärkt die Nerven, und das Wenige, was durch den Speichel davon mit in den Magen kömmt, ist so nahrhaft, daß die Arbeitsleute, die dergleichen im Munde haben, einen ganzen Tag, ohne das Geringste zu genießen, die schwersten Arbeiten verrichten können. Weil auch diese Blätter sehr heilsam bei vielen Krankheiten sind, so bedienen sich die Aerzte ihrer auf mancherlei Art. Werden sie im getrockneten Zustande zu Pulver gestoßen, und in eine offne Wunde gestreut, so verhindern sie alle Entzündung; und wenn diese schon eingetreten seyn sollte, so wird sie durch dies Mittel sehr schnell gehoben. Eben so heilsam sind sie auch bei innerlichen Krankheiten. Der Handel mit diesen nützlichen Blättern war nicht nur ehedem von sehr großem Belange, sondern auch noch jetzt hält

man sie so hoch in Ehren, daß in den neuern Zeiten die Einkünfte des Bischofs und aller Geistlichen an der Hauptkirche zu Cusco mehrentheils aus dem Zehnten bestehen, den die Indianer von diesen Blättern geben. Der Strauch, woran sie wachsen, erreicht fast die Höhe eines Menschen. Wenn die Indianer ihn pflanzen, so stützen sie ihn an einen Rebenpfahl, und geben genau Achtung, daß er keine doppelte Wurzel schlägt, sie sei so klein als sie wolle, weil er sonst leicht verdorren würde. Von jedem Zweige brechen sie die Blätter ab, nur nicht von den jungen Sprößlingen; diese lassen sie sitzen, damit der junge Auswuchs nicht abstirbt. Der gewöhnlichste Gebrauch, der von diesen Blättern gemacht wird, ist der, daß man sie, mit einer Art von Kalk, der aus gebrannten Austerschaalen gemacht wird, vermischt, beständig kauet, so wie in Ostindien den bekannten Betel. Die beste Gattung dieses Strauchs wächst in der Nähe von Cusco. An den Oertern, wo Bergwerke sind, wird viel davon verbraucht, denn die Arbeiter können ohne dies Mittel nicht ausdauern. Man liefert ihnen so viel davon, als sie verlangen, und zieht es ihnen demnächst an ihrem Tagelohn wieder ab. Die Frucht hängt wie Trauben am Weinstock, ist zuerst roth, hernach schwarz; in dieser Verfassung sammelt man sie, und läßt sie trocken werden. Die Indianer bedienen sich ihrer alsdann statt kleiner Münze, wie die Mexikaner des Cacao.

In dem nördlichen Peru, so wie auch in

Quito wächst der Baum Mopamopa, aus dem beständig eine Art Gummi tröpfelt, das den Namen des Baumes führt, woraus die Einwohner einen dauerhaften Lackfirniß machen, der niemals abgeht oder seine Farbe verändert, selbst durch das heissesten Wasser nicht abgewaschen werden kann. Die Art, diesen Firniß aufzutragen, ist sehr einfach. Man nimmt ein Stück von diesem Gummi in den Mund, und wenn dies durch den Speichel aufgelöset ist, bestreicht man einen Pinsel damit, nimmt die Farbe dazu, die man gewählt hat, und trägt beides gemeinschaftlich auf das Holz. Wenn alles trocken ist, so wird ein eben so schöner Lackfirniß daraus, wie der Chinesische.

Der Leibo ist ein hoher, buschigter Baum, der eine Art von Wolle trägt, die weicher und feiner ist, als die gewöhnliche Baumwolle. Die Indianer wissen sie aber nicht zu spinnen, daher hat man sie bisher nur zu Ausstopfung der Matratzen gebraucht. Sie schickt sich dazu um so viel besser, da sie bei ihrer großen, natürlichen Weichheit stark in die Höhe geht, wenn sie in Sonnenschein gelegt wird, so daß die Leinwand der Matratze wie eine Trommel ausgespannt wird, ohne im Schatten wieder zusammen zu fallen, es müßte denn an sehr feuchten Orten seyn.

Der Baum, den die Peruaner Matapalo nennen, ist von sehr sonderbarer Beschaffenheit. Er scheint anfänglich weiter nichts, als eine lan=

ge, schwache Schmarotzerpflanze zu seyn, die ohne fremde Stütze nicht besteht. Er wächst als ein dünnes Reis an dem Fuße irgend eines starken, mächtigen Baumes, an welchen er sich anschließt, und in die Höhe gehrt, bis er über ihn weggewachsen ist. Alsdann treibt er eine sehr dicke, blätterreiche Krone, die im Stande ist, seiner Stütze allen wohlthätigen Einfluß der Sonnenstralen zu rauben. Ueberdem zieht er seine Nahrung vermittelst der unzählichen feinen haarähnlichen Fäserchen, die sich in die Rinde des Baums, der ihn hält, einsaugen, und wenn er ihn so nach und nach ausgezehrt hat, nimmt er endlich dessen Platz ein, und wird so stark, daß man Kähne von der ersten Größe daraus macht.

Das berühmte Mittel gegen die Wechselfieber, das in ganz Europa unter dem Namen der Chinarinde bekannt ist, wächst in ganz Peru, vorzüglich aber in dem Distrikt zwischen Lima und Loxa in großem Ueberflusse. Der Baum, der diese heilsame Rinde trägt, und den die Eingebornen Ganaperide nennen, ist ohngefähr von der Höhe eines gemeinen Kirschbaums. Der Stamm ist von mittelmäßiger Dicke, und treibt verschiedene Aeste. An der Spitze eines jeden Zweigs steht ein Blumenstrauß, der, ehe er völlig aufgeblüht ist, an Gestalt und Farbe den Lavendelblumen gleicht. Die Blätter sind glatt, ziemlich dick, zwei Zoll breit, drei Zoll lang, und wie das Eisen an einer Lanze geformt. Von dem ganzen Baume wird weiter nichts, als die Rinde

gebraucht, die man, wenn sie gehörig getrocknet ist, allenthalben verschickt. Sie ist zwei bis drei Linien dick, äußerlich rauh, mit einem weißlichten Moos überzogen, inwendig aber glatt und ein wenig haarzig, hat die Farbe von Eisenrost, schmeckt sehr bitter und zusammenziehend, und riecht eben nicht übel. Von ihr gibt es dreierlei Hauptgattungen, die weisse, die gelbe und die rothe. Die Indianer, welche sie an die Spanier verhandeln, lassen sich ein gerichtliches Zeugniß geben, daß ihre Rinde wirklich aus der Gegend von Loxa, das heißt, die beste sei. Um diese Rinde zu bekommen, haut man den Baum um, schält seine Schale ab, und ihre einzige Zubereitung ist die, daß man sie an der Sonne trocknet. Weil nun seit der Zeit, daß dieselbe ein so gangbarer Handelsartikel geworden ist, eine unsägliche Menge von Bäumen schon umgehauen sind, und noch täglich gefället werden: so würde bald kein einziger Baum mehr davon übrig sein, (besonders da die Indianer sich nicht sehr viele Mühe um deren Anbau geben) wenn nicht der häufig herausfallende Saamen die Abnahme davon reichlich ersetzte, und da der Baum sehr schnell groß wird, den gänzlichen Mangel nie befürchten ließe.

Der Peruanische Zucker wird eben so gewonnen, wie der auf den eigentlichen westindischen Zuckerinseln. Das Auspressen des Zuckerrohrs wird in einer Mühle durch zwei von Erz gegossene dicke Walzen bewerkstelligt, die nahe an

einander gehen, drei Ellen hoch sind, und wovon die eine links, die andre rechts, durch Mühlenräder oder Pferde getrieben wird. Schwarze Sklaven stecken das Zuckerrohr zwischen diese Walzen, und indem diese die Hülsen absondern und auf der einen Seite auswerfen, rinnt der ausgepreßte Saft in die darunter gesetzten Gefäße, woraus er durch kleine Rinnen in einen großen kupfernen Kessel geleitet, ein wenig warm gemacht, und ungesotten abgeschaumt wird. Seine Vollkommenheit erlangt er erst in kleinen kupfernen Kesseln, worin man ihn zu einer gewissen Dickigkeit siedet, säubert und auskocht. Dann gießt man ihn noch warm in die Zuckerformen, worin er erkaltet und hart wird. Von Natur ist dieser Zucker braun; allein durch reines Brunnenwasser, womit der Thon angefeuchtet ist, der alle Seitenwände der Form bedeckt, wird nach und nach, indem das Wasser durch den weichen Thon schwitzt, und den hineingegossenen Zucker befeuchtet, von dem Zuckerkorn das weiche braune Honig weggeschwemmt, das dann an der Spitze heraustrieft. Ist die Masse in der Form völlig hart geworden, so kehrt man die Form um, zieht sie bei der Spitze ab, und der weisse Zuckerhut bleibt auf dem Tische stehen. Derjenige Zucker, welcher am härtesten ist und die Farbe der Perlen hat, ist der beste, und schon ein wenig davon ist hinreichend, ein Getränk damit zu versüßen. Der Peruanische Zuckerhut wiegt gewöhnlich 50 —60 Pfund, da hingegen die Franzosen, Holländer und Engländer auf den Zuckerinseln ihn

nur höchstens zu 10 — 15 Pfund schwer machen. Er ist weit besser, als aller andre, kömmt aber nur selten nach Europa, sondern wird mehrentheils in Peru selbst und in den angrenzenden Ländern verbraucht.

Unter den Baumfrüchten zeichnen sich folgende als die vorzüglichsten aus. Die Frucht Chirimoya wird für die beste gehalten, und man zieht sie im Geschmack der Ananas vor. Ihr Saft ist süß, mit einer gelinden Säure vermischt, und ihr Geruch so angenehm, daß dadurch ihr Wohlgeschmack mehr erhöhet wird. Ihre Größe und Figur kömmt den spitzigen Aepfeln in Europa am nächsten. Die Schaale ist grün und schuppicht, das Fleisch weiß, weichlich und mit einigen fast unmerklichen Fasern durchflochten. Der Baum, der diese Frucht hervorbringt, ist hoch und buschigt. Seine Blumen werden sehr gesucht und theuer verkauft, weil die Frauenzimmer den Geruch davon sehr lieben.

Eine andre Frucht ist die Frucht Cachan. Sie sieht einer Gurke ähnlich, hat aber einen ganz andern Geschmack. Es gibt dreierlei Arten derselben, wovon die kleinste herzförmig ist, in Gebüschen wächst, und für die beste gehalten wird.

Die Frucht Savintu, welche die Spanier Cuayanas nennen, ist rund und von der Größe mittelmäßiger Aepfel, auswendig gelb, in-

wendig roth, doch an Geschmack sehr verschieden, denn einige schmecken lieblichsüß, andere dagegen sind sauer. Eine Art davon sieht auswendig grün, inwendig aber ganz weiß aus, und ist besser, als die rothe.

Die Frucht Pacay, welche die Spanier Guavas nennen, wächst auf grünen ellenlangen Röhren, ist sehr lieblich von Geschmack, wird an der Sonne getrocknet, und kann sich in diesem Zustande sehr lange halten.

Endlich gibt es in Peru auch eine Art Pflaumen, welche die Eingebornen Ussun nennen, die roth und sehr schmackhaft sind, aber das Eigene haben, daß durch ihren Genuß der Urin blutroth gefärbt wird.

Thiere.

Das Vieh in Peru, besonders das lasttragende, ist so zahm und lenkbar, daß es von Kindern hingetrieben werden kann, wohin es soll. Von den Indianern wird es in zweierlei Arten, in die größere und kleinere, unterschieden; jene wird Huanacollama, und diese Pacollama genannt. Unter die erstere Gattung gehören das eigentliche Lhama (Anta, Guanaco) und das Vigonna. (Vicunna, oder Schafkameel.) Beide Thierarten sind dem Lande Peru, beson-

ders dem gebirgigten Theile desselben, eigenthümlich. An Lebensart kommen diese Thiere den Kameelen der alten Welt sehr nahe, nur sind sie weit kleiner, und haben in ihrer Bildung etwas Aehnlichkeit mit der Ziege. Diese Lhama waren vor Ankunft der Spanier die einzigen Hausthiere, welche die Peruaner hielten. Sie tragen, ohngeachtet ihrer nur mäßigen Größe, doch gegen 200 Pfund, und werden aus diesem Grunde in ganzen Heerden zum Transport der Silberbarren aus den Bergwerken zu Potosi gebraucht. Nur machen sie kurze Tagreisen von wenigen Meilen, und wenn sie gewaltsam fortgetrieben und aus dem ihnen gewöhnlichen Schritt gebracht werden, legen sie sich auf der Stelle nieder, und können durch keine Mittel wieder zum Aufstehen bewogen, sondern müssen geschlachtet werden. Macht man dies Thier auf irgend eine Art böse, so sprützt es aus der Spalte, die in der obern Lippe ist, einen scharfen Speichel, der, wenn er die Haut berührt, rothe Flecken und ein heftiges Brennen verursacht, das sich nur nach und nach wieder verliert.

Das Vigonna sieht beinahe eben so aus, wie das Lhama, nur ist es viel kleiner, taugt nicht zum Lasttragen, läßt sich überhaupt nicht recht zähmen, sondern ward ehedem, und wird auch noch jetzt seiner schönen rothbraunen Haare wegen, welche die bekannte Vigonnawolle geben, in großen, mehrere Monate lang dauernden Treibjagden haufenweis gefangen.

Die kleinere Gattung des Peruanischen Wildprets, Pacollama, wird nicht sonderlich geachtet, und nur wegen der feinen Wolle gesucht. Hirsche gab es vordem sehr viel, allein durch die Spanier ist ihre Anzahl sehr vergringert worden. Sie sind kleiner, als die Europäischen. Wölfe, Löwen, Tieger und Bären finden sich häufig, besonders in den gebirgigten Gegenden, doch sind sie bei weitem nicht so blutgierig und räuberisch, wie die Afrikanischen Raubthiere, auch konnte ihre Anzahl wegen der großen Jagden, welche die Ynka's anstellten, nie so sehr anwachsen, daß sie dadurch hätten gefährlich werden können.

Eine Art merkwürdiger Hunde, Alco genannt, zeichnet sich dadurch vor andern aus, daß sie, von Indianern erzogen, einen so heftigen Widerwillen gegen Spanier und Mestizen haben, daß sie, wenn ein solcher sich ihrer Hütte nähert, ihn mit der größten Wuth anfallen. Diejenigen Hunde aber, die von den Spaniern aufgefuttert werden, machen es umgekehrt. Sie können die Indianer schon von weitem durch den Geruch unterscheiden, und wenn niemand zu Hülfe kömmt, so richten sie einen solchen übel zu.

Das merkwürdige Thier Acoroma ist so groß, als der größte Hund, hat rothe Haare, eine spitze Schnautze und scharfe Zähne. Stößt es auf einen wehrlosen Menschen, so greift es ihn an, und wirft ihn zu Boden, thut ihm aber weiter nichts, wenn der Mensch sich nur gleich

todt stellt. Das Acoroma schüttelt ihn sodann, untersucht sorgfältig alle Theile seines Körpers, und wenn es ihn wirklich für todt hält, holt es im Maule Laub und Zweige herbei, bedeckt ihn damit, und geht dann in das Dickigt des Waldes zurück. Jetzt ist es Zeit für den Liegenden, aufzuspringen, und sich entweder eiligst zu entfernen, oder auf einen Baum zu steigen. Denn bald nachher kömmt das Thier in Gesellschaft eines Tiegers zurück, den es zur Theilnahme an seinem Raube eingeladen zu haben scheint. Findet es diesen nicht mehr auf dem bekannten Flecke liegen, so erhebt es ein gräßliches Geheul, und schleicht sich beschämt davon.

An die Vögel in Peru hat die Natur die lebhaftesten, mannigfaltigsten Farben verschwendet, die aber nach ihrem Alter und Geschlechte sehr verschieden sind; so daß man dadurch leicht verleitet werden könnte, bei einem und demselben Geschlechte mehrere Arten zu suchen. Die Colibri, die Baumlaufer und viele andre kleine Vögel, die man in Hölzern und Gebüschen antrifft, haben dunkle und matte Farben, so lange sie noch jung sind; so wie sie aber älter werden, wird ihr Gefieder auch glänzender und schöner, und erhält nach und nach, wenn die Federn mehrmals sind gewechselt worden, seine höchste Pracht. Der Felsenhahn, welcher, wenn er ausgewachsen ist, die schönste safrangelbe Farbe hat, sieht im ersten Jahre grau oder blaßgelb aus. Anfänglich glaubte man daher, der safrangelbe wäre das

Männchen, und der graue das Weibchen, bis man das eben so gelbe Weibchen auf den Eiern entdeckte. Nur ist das Männchen um ein Beträchtliches größer, und hat einen viel schönern Busch auf dem Kopfe. Die Reiher sind im ersten Jahre schiefergrau, weißgefleckt im zweiten, und schneeweiß im dritten, welche Farbe sie zeitlebens behalten. Die Gurlis, (oder Curlis) eine Art Wasservögel, sind im ersten Jahre kastanienbraun, blaßroth im zweiten, und sehr hochroth im dritten Jahre. Die Männchen unterscheiden sich von den Weibchen nur dadurch, daß sie einen guten Theil größer und daß ihre Farben etwas lebhafter sind. Von den Adlern gibt es mehrere Arten, die aber alle etwas kleiner als die Europäischen sind. Viele haben im Bau des Körpers und in der Farbe der Federn eine große Aehnlichkeit mit diesen, viele aber auch nicht die allergeringste. Die größten unter den Raubvögeln, die zum Falkengeschlecht gehören, heissen Neblies, steigen weit höher, als alle andere, haben stärkere Krallen und eine schwärzliche Farbe. Eine andre Art von Falken, welche von den Peruanern Cuntur und von den Spaniern Contor genannt werden, messen, wenn sie ausgebreitet sind, von der Spitze des einen Flügels bis zu der des andern, 16 Fuß, haben aber keine scharfen Klauen, wie die übrigen, sondern ihre Füße gleichen den Hühnerfüßen. Es scheint, als ob die Natur ihnen die Krallen an den Zehen darum versagt habe, daß sie nicht allzu großen Schaden thun können. Dagegen haben sie einen

starken, harten Schnabel, mit welchem sie im Stande sind, Ochsenhäute durchzuhauen, und wenn ihrer zwei einen Ochsen anfallen und auf ihn stossen, so ist er verloren. Sehr oft schon haben sie auf junge Knaben von 10 — 12 Jahren gestossen, und sie entweder getödtet, oder doch sehr beschädigt. Ihre Federn sind weiß und schwarz gesprenkelt, und auf dem Kopfe steht ein Kamm, der wie ein Hahnenkamm gestaltet, nur nicht ausgezackt ist. Im Fliegen machen sie ein so starkes Getöse, daß diejenigen, die in der Nähe sind, ganz betäubt werden, und zur Erde fallen. Zum Glück ist diese Gattung Raubvögel eben nicht sehr zahlreich, denn sonst würde sie alles zahme Vieh vertilgen.

Zu den übrigen fleischfressenden Vögeln in Peru, die aber viel kleiner, als die Adler und Falken sind, gehört unter andern auch der Vogel Sayuntu. Diese Gattung ist von schwarzer Farbe, und so gefräßig, daß, wenn sie ein Aas auf dem Felde erblicken, sie mit der größten Gierigkeit darauf fallen, und so viel davon verschlingen, daß sie, trotz ihrer sonstigen Leichtigkeit, nicht mehr im Stande sind, fortzufliegen. Werden sie nun in diesem Zustande verfolgt, so laufen sie mit ausgespreiteten Flügeln eilig davon, und brechen während des Laufs das Gefressene wieder von sich, damit sie sich von der Last, die sie am Fliegen hindert, wieder befreien. Ihr Fleisch ist nicht eßbar, und der ganze Vogel dient nur dazu,

die Straßen und Wege von todten Thieren zu reinigen.

Seevögel gibt es an den Küsten in unzählbarer Menge, und es ist nichts Seltenes, des Abends und Morgens mehrere Tausende in dicht gedrängten Scharen bei einander zu sehen, die, wenn sich die Fische nicht tief unter der Oberfläche des Wassers zeigen, vereinigt niederstürzen, und ihre Beute unter dem Wasser heraufholen. Sie setzen sich des Nachts, und wenn sie sonst ausruhen wollen, an das flache Küstenland, und ihr Mist, den sie hier, da ihrer so viele sind, in großer Menge zurücklassen, dient den Bewohnern zu einem sehr schätzbaren Dünger, daher denn auch die Ynka's das Verbot, sie zu tödten, so strenge eingeschärft hatten. Eine andre Art Wasservögel sieht den Störchen ähnlich, hat lange Beine, ist von glänzend weisser Farbe, und nährt sich gleichfalls von Fischen.

Unter den Peruanischen Rebhühnern gibt es zweierlei Arten, eine größere und eine kleinere. Erstere heißt bei den Eingebornen Puna, die andre Yutu. Beide sind an Farbe gar nicht von einander verschieden, haben einerlei Nahrungsmittel und Aufenthaltsort, und ihr Fleisch ist schmackhafter, als das der Europäischen.

Auch die Tauben, sowohl zahme als wilde, gleichen den unsrigen an Größe, Farbe und Geschmack.

Papagaien gibt es mehrere Arten von verschiedener Größe und Farbe, alle sind sehr gelehrig, und lernen bald und allerlei sprechen.

Zahmes Federvieh in den Häusern gab es vor Ankunft der Spanier nicht, ausgenommen eine Art Gänse, die den Europäischen glichen, nur daß sie etwas kleiner waren. Seitdem aber die Spanier die Eingebornen auf den Nutzen des zahmen Federviehes aufmerksam gemacht haben, wimmeln die Höfe von Hühnern und Federvieh aller Art.

An Fischen hat das Land zwar auch keinen Mangel, da so viel Flüsse, Ströme und Bäche es durchkreuzen, dennoch aber nicht einen solchen Ueberfluß, wie man vielleicht der vielen Gewässer wegen vermuthen sollte. Fast alle diese Flüsse sind nicht sonderlich fischreich, und die Fische, die darin gefangen werden, scheinen alle von einerlei Art zu seyn, denn sie haben fast alle breite platte Köpfe und keine Schuppen. In dem großen See Titicaca hingegen befindet sich eine sehr große Menge mancherlei Fische, wovon die wenigsten mit den unsrigen einige Aehnlichkeit haben.

Denkwürdige Fragmente aus der ältesten Geschichte des Landes und dessen politischer Verfassung.

Der erste Stifter der großen Monarchie in Peru war Manko-Capak und dessen Schwester und Gemahlin Manka-Huako. Er gab sich für einen Sohn der Sonne aus, der deswegen nebst seiner Schwester in dies Land geschickt sey, um die Einwohner gesittet zu machen, ihnen Gesetze zu geben, sie den Ackerbau zu lehren, und ihnen zu zeigen, wie sie sich von den Früchten des Landes nähren könnten, und endlich eine vernünftige Religion, die auf den Dienst jenes großen, wohlthätigen Gestirns gegründet war, in dem Lande einzuführen. Die ersten Indianer, zu denen sie kamen, wurden von der Annehmlichkeit ihrer Reden so entzückt, daß sie ihnen haufenweis auf den Berg Huanacauri folgten, wo der Ynka (so nannte sich Manko-Capak) die Stadt Cusko erbauete, die er zur Hauptstadt seines Reichs machte. Die neuen Unterthanen, entzückt über die ruhige Lebensart, die er ihnen verschaffte, verbreiteten sich auf allen Seiten, um andre Völker von ihrem Glücke zu benachrichtigen, und sie zur Theilnahme daran einzuladen. Daraus entstanden verschiedene Niederlassungen, Städte und Dörfer, und das Gebiet des Ynka erweiterte sich, so wie die benachbarten Nationen anfingen, sich unter seinen Szepter zu begeben, und seine Gesetze anzunehmen.

Diese zwei Stifter des Reichs und dessen Cultur unterwiesen ihre Völker in der Kunst, den Acker zu bauen, und das Wasser auf die Felder zu leiten, um sie fruchtbar zu machen. Sie errichteten öffentliche Vorrathshäuser, um darin die Lebensmittel für jeden Canton in Verwahrung zu bringen, die sie hernach unter die Einwohner vertheilten, bis der Boden genugsam angebauet war, um eine zweckmäßige Eintheilung der Felder vornehmen zu können. Sie geboten ihren Unterthanen, sich zu bekleiden, und der Ynka gab ihnen selbst das Modell zu den Kleidern. Die Königin zeigte den Weibern, wie man Wolle spinnt und Zeuge davon macht. Jeder Canton bekam sein besonderes Oberhaupt, das man Curaka nannte, und diese Stellen waren eine Belohnung der Treue und des Eifers, womit man sich nach den eingeführten Gesetzen gerichtet hatte.

Die Gesetze, welche Manko-Capak im Namen der Sonne einführte, waren höchst vernünftig, und ganz der Natur angemessen. Das vornehmste darunter enthielt die Verordnung, daß sich die Menschen unter einander lieben sollten, und bestrafte diejenigen, die dawider handelten, nach Verhältniß ihres Verbrechens. Mord, Diebstahl und Ehebruch wurden mit dem Tode bestraft. Der Religionsdienst hatte keinen andern Gegenstand, als die Verehrung des wohlthätigen Gestirns, das die Erde erleuchtet. Der Vater des Monarchen ward der Gott der Unterthanen, die von der Zeit an die Sonne, als die Quelle aller

natürlichen Güter, anbeteten. Der Ynka ließ ihr einen Tempel errichten, und verordnete, daß die Priester darin aus dem Geschlechte der Ynka's genommen wurden. Auf der einen Seite desselben legte er eine Wohnung für Mädchen an, die alle von unbescholtenem Rufe und aus der Familie der Ynka's seyn mußten. Sie wurden von dem achten Jahre an in das Kloster eingeschlossen, wo die Mannspersonen, ohne ein Verbrechen zu begehen, nicht hineinkommen durften. Die Anzahl dieser Mädchen in der Stadt Cusko allein belief sich zur Zeit der Spanier weit über tausend. Sie standen unter Aufsicht älterer Jungfrauen, die sie im Dienste der Gottheit und in ihren übrigen Verrichtungen unterwiesen. Einige davon waren bestimmt, ihr ganzes Leben in diesen heiligen Uebungen hinzubringen, andre aber, die Beischläferinnen des regierenden Ynka zu seyn. Sie kamen heraus, sobald er sie rufen ließ; unterdessen aber beschäftigten sie sich, Zeuge zu weben, die theils der Ynka selbst für sich gebrauchte, theils an seine vornehmsten Hofleute, oder an Krieger, die sich durch Tapferkeit vor allen andern hervorgethan hatten, vertheilte. Jungfrauen, die einmal in den Armen des Ynka geruhet hatten, kehrten nicht wieder in ihr Kloster zurück, sondern kamen zum Theil bei der Gemahlin des Ynka in Dienste, zum Theil wurden sie auch ihren Eltern wieder gegeben. Sich anderweitig zu verheirathen, hielten sie für eine Entehrung der Würde, die sie durch die genossene Gunst des Ynka erhalten hatten. War eine von den andern,

der Sonne geheiligten Jungfrauen so unglücklich, sich verführen zu lassen, so wurde sie nach den Gesetzen des Manko-Capak verurtheilt, lebendig begraben zu werden, und eben dies Gesetz verdammte auch ihren Verführer und seine ganze Familie zum Feuer.

Nachdem der Ynka Manko-Capak den glücklichen Wachsthum seines Reichs durch eine lange Reihe von Jahren gesehen hatte, und nun fühlte, daß sein Ende herannahe, ließ er seine Kinder, die Großen des Hofes und die Curakas, oder Statthalter der Provinzen, vor sich kommen, und sagte zu ihnen: „Meine Jahre sind dahin; die „Sonne, mein Vater, ruft mich zum Genuß „eines neuen und bessern Lebens. Ich ermahne „euch in seinem Namen zur Beobachtung aller „Gesetze, und erkläre euch, daß es der Wille „der Gottheit sey, daß keine Veränderung damit „vorgenommen werde.“ Er starb, nachdem er 40 Jahr hindurch den Wohlstand seines Reichs gegründet, und seine Unterthanen im eigentlichsten Verstande beglückt hatte, von all' seinen Völkern beweint, die ihn nicht nur als ihren Vater und Gesetzgeber ansahen, sondern als eine Gottheit verehrten, der sie die von ihm selbst gebotenen Gaben, als Thiere, Getreide, Obst und Getränke, aber nie Menschen zum Opfer brachten. Seine Verehrung machte noch zu den Zeiten der Spanier einen wichtigen Theil des öffentlichen Peruanischen Gottesdienstes aus.

Nach seinem Tode stieg sein ältester Sohn Sinchi Rokka auf den Thron. Ohne die Gewalt der Waffen anzuwenden, sah er neue Völker sich seiner Herrschaft unterwerfen, und erweiterte die Grenzen seines Reichs blos durch die vortheilhafte Meinung, die man von seinen Tugenden hatte. Er heirathete, nach dem Beispiel und Gesetz seines Vaters, seine eigene Schwester, und hatte, wie dieser, verschiedene Beischläferinnen, die ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft gaben. Sein Grundsatz war, die Kinder der Sonne könnten nicht genug vermehrt werden.

Die Regierung seines Nachfolgers Locki Yupanki war eine Reihe glorwürdiger Begebenheiten, und die Waffen wurden nicht gebraucht, als nur diejenigen zum Gehorsam zu bringen, die sich durch Gelindigkeit und Güte nicht bewegen ließen. Der Ynka durchreiste sein Land zweimal, um die Gerechtigkeitspflege allenthalben einzuführen, und sich von der genauen Beobachtung der Sonnengesetze zu versichern.

Sein Sohn und Nachfolger Mayta-Capak war, wie er, gerecht und klug und tapfer. Er vergrößerte den Umfang seiner Staaten, machte seine Völker glücklich, und verließ ein blühendes Reich, das sein Sohn Capak Yupanki noch durch neue Eroberungen erweiterte.

Sein Sohn Ynka Rokka setzte nicht nur die angefangene Erweiterung seines Gebiets fort,

sondern sorgte auch durch Einschärfung neuer und weiser Gesetze dafür, daß Wohlstand, Flor und bürgerliches Glück in seinen Staaten immer allgemeiner wurden.

In diesem glücklichen Zustande des Reichs trat Yahuarhuakak die Regierung an, die sich zwar durch keine neuen Eroberungen auszeichnete, unter welcher aber die einmal eingeführte glückliche Verfassung des Landes eine immer größere Dauer und Festigkeit erhielt.

Ihm folgte in der Regierung einer der merkwürdigsten Ynka's, die je den Thron der Peruanischen Monarchen geschmückt haben. Sein Name war Virakocha, den er aber nicht von seinem Vater, sondern durch eine Erscheinung empfangen haben soll. Die Sage erzählt Folgendes von ihm. Der älteste Sohn des Yahuarhuakak *) machte durch seine störrische, unbiegsame und zur Grausamkeit geneigte Gemüthsart seinem Vater den tiefsten Kummer. Da alles Zureden nichts half, und alle Mittel zu seiner Besserung ohne Wirkung blieben, so ward er von seinem Vater zur Strafe auf eine entfernte Weide geschickt, die

*) Dieser Name bedeutet im Peruanischen einen, der Blut weint, und weil dieses der Ynka bei seiner Geburt gethan haben soll, so bekam er diesen Namen, dessen ominöse Bedeutung ihm auch stets im Sinne lag, und ihn von allen kriegerischen Unternehmungen abschreckte.

Schafe der Sonne zu hüten. In dieser Verbannung erschien ihm ein Mann mit langem Barte und in fremder Kleidung, der zu ihm sagte: „Ich bin ein Sohn der Sonne, und ein Bruder „des Manko-Capak. Mein Name ist Viracocha, und ich komme, dich zu benachrichtigen, daß verschiedene Provinzen des Reichs im „Begriff sind, sich durch Rebellion der Herrschaft „deines Vaters zu entziehen. Melde dies dem „Ynka, deinem Vater, und sage ihm, er solle „sich nicht fürchten, weil ich ihm meinen Beistand verspreche.“ — Der Prinz eilte unverzüglich nach Hofe, seinem Vater diese Schreckensnachricht mitzutheilen, der aber mit seinem ganzen Hofstaat ihn damit verlachte, und ihm voll Zorn befahl, sich aus seinen Augen zu entfernen. Die verkündigte Rebellion ging indessen sehr bald vor sich. Verschiedene Provinzen empörten sich, tödteten die Curakas, und ein Heer von 40,000 Mann rückte auf die Residenz Cusko an. Der Ynka erschrak, als er das Unglück, das er so ungläubig verlacht hatte, schon so nahe sah, und beging die Unvorsichtigkeit, aus der Stadt zu entfliehen. Durch diese unüberlegte Flucht gerieth alles in Verwirrung. Der junge Prinz aber (der seit jener Erscheinung den Namen Viracocha führte, da sein eigentlicher Name unbekannt geblieben ist) hatte indessen in aller Stille die weisesten Vorsichtsregeln getroffen, und sich des Beistands der Krieger seines Vaters zu versichern, Mittel gefunden. An der Spitze derselben zog er aus, den Rebellen entgegen, und

diese, die einen solchen Widerstand gar nicht erwartet hatten, lieferten dem Prinzen zwar ein Treffen, wurden aber gänzlich in die Flucht geschlagen und zerstreut. Der Prinz rückte nun unverzüglich in Cusko ein, übernahm das Ruder der Regierung, das sein Vater aus Verzagtheit verlassen hatte, gebot seinem Vater, sich von Cusko entfernt zu halten, und regierte von nun an mit einer Weisheit und Gerechtigkeit, die man dem vormaligen rohen und unbändigen Jünglinge nicht zugetrauet hatte. Er galt im ganzen Lande nicht nur für einen der besten und vortrefflichsten Regenten, die je auf dem Throne der Ynka's gesessen hatten, sondern auch wegen des Zutreffens seiner Weissagung, für den berühmtesten Wahrsager seiner Zeit, der, wie das ganze Volk behauptete, auch die Ankunft der Spanier vorhergesagt haben soll.

Unter der Regierung der nachfolgenden Ynka's, des Pachakatek, des Yupanki, des Tupak-Yupanki und Huayna-Capak erweiterten sich die Grenzen des Reichs aufs ansehnlichste, und erstreckten sich schon bis an das Reich Chili. Der Letztere dieser Ynka's vergrößerte dieselben noch durch die Eroberung des großen Reichs Quito, beging aber kurz vor seinem Tode den Fehler, daß er seine Länder zwischen seine beiden Söhne, den Huaskar und Athahualpa theilte, und erstern zum Ynka von Peru, diesen aber zum König von Quito ernannte. Dadurch gab er Veranlassung zu langen

blutigen Kriegen, die zwischen diesen beiden Brüdern mit abwechselndem Glücke geführt wurden, bis endlich Huaskar unterlag, und mit dem Rest seiner geschlagenen Armee in die Gefangenschaft seines Bruders gerieth, der ihn zuletzt, um allein Herr zu seyn, meuchelmörderisch hinrichten ließ. Während dieser kriegerischen Unruhen kamen die Spanier in Peru an, und machten durch ihre unerhörten Greuelthaten und Grausamkeiten der ganzen Regierung der Ynka's ein schreckliches Ende.

Die Verfassung, welche die Ynka's vom Anfange an in ihren Staaten eingeführt hatten, bestand hauptsächlich in folgenden Stücken. Das ganze Volk war in Decurien getheilt, wovon eine jede ihr Oberhaupt hatte. Von fünfen zu fünfen war ein besondrer Beamter gesetzt, wieder ein andrer von hundert zu hunderten, und noch ein dritter von tausend zu tausenden, und nie ward diese Zahl überschritten. Das Amt der Decurionen bestand darin, daß sie auf das Verhalten, so wie auf die Bedürfnisse derer, die unter ihrem Befehl standen, sorgfältig Acht gaben, dem Oberbeamten alles referirten, alle Klagen anhörten und vor die rechte Behörde brachten, und die genauesten Register über die Gebornen und Gestorbenen in ihrem Bezirke führten. Die Oberbeamten über jeden einzelnen Ort sprachen in jeder Streitsache nach den bestimmt ausgedrückten und allgemein bekannten Gesetzen der Sonne das Recht, und keine Appellation an ein höheres Tri-

bunal fand Statt; wenn aber zwischen ganzen Provinzen, oder den Curakas selbst, Differenzen entstanden, so ward die Entscheidung derselben ganz allein Sache des regierenden Ynka. Die Ehrfurcht vor diesem grenzte nahe an Anbetung. Außer den Nachrichten, die er monatlich über das Wohl seiner Unterthanen von den Beamten erhielt, schickte er von Zeit zu Zeit kluge und gewissenhafte Personen ab, welche die Aufführung der Curakas und der geringern Oberhäupter beobachten mußten; und diese hatten die Macht, jeden, der seiner Pflicht entgegen handelte, aufs härteste zu bestrafen. Die Macht des regierenden Ynka war ganz uneingeschränkt, und erstreckte sich sowohl auf die Personen als ihre Güter. Er hatte nicht nur die Wahl der Ländereien und andrer Besitzungen, sondern er konnte auch unter den jungen Frauenzimmern seines ganzen Reichs diejenigen wählen, die ihm am besten gefielen, und sie zu seiner Bedienung bestimmen, oder sie zum Range seiner Beischläferinnen erheben.

Nach dem Beyspiele des ersten Stifters dieser Monarchie mußte der muthmaßliche Thronerbe seine älteste Schwester heirathen. Hatte er keine Kinder mit ihr, oder starb sie, so heirathete er die zweite, und so nach und nach all' die andern. Waren keine Schwestern da, so heirathete er seine nächste Verwandtin. Die andern Söhne des regierenden Ynka nahmen auch nur aus ihrer Familie Weiber, doch nie eine von ihren Schwe-

stern, denn dieses Recht hatte allein der älteste der Söhne.

Nach der Verordnung des ersten Gesetzgebers durfte keine Mannsperson vor dem zwanzigsten Jahre sich verheirathen, damit sie desto mehr im Stande seyn möchten, für den Unterhalt und das Wohl ihrer Familien zu sorgen. Daher ließ der regierende Ynka jedes Jahr alle mannbaren Prinzen und Prinzessinnen seiner Familie in seinem Pallaste zusammen kommen, rief diejenigen, die er für einander bestimmt hatte, bei ihrem Namen zu sich, legte die Hand des Bräutigams in die Hand der Braut, und verlobte sie so in Gegenwart des ganzen Hofes. Am folgenden Tage beobachteten die dazu ernannten Minister dieselbe Ceremonie in der Hauptstadt, und diesem Beispiele folgten dann wieder die Curakas in den Provinzen. Der Ehestand ward deshalb auch unter allen Einwohnern von Peru so hochgeschätzt, daß in jedem Hause die rechtmäßige Frau (oder Coya) den Vorzug einer Königin genoß, mitten unter den Beischläferinnen ihres Mannes, deren Anzahl uneingeschränkt war. Sie beschäftigten sich insgesammt mit allerhand, ihrem Geschäfte zukommenden Arbeiten, und waren so fleißig, daß sie bei ihren Besuchen, sogar bei ihren Ergötzungen, ihre Arbeit beständig bei sich führten. Oeffentliche Mädchen wurden in den Städten nicht geduldet, doch hatten sie die Freiheit, sich Hütten im offnen Felde zu erbauen. Sie lebten aber in der größten Verachtung, und nie sprach eine

andre ehrbare Frau mit ihnen, weil dies für entehrend gehalten wurde.

Ohngeachtet den Gesetzen zufolge der älteste Sohn des regierenden Monarchen allemal der Kronerbe war, so war doch unter den Curakas in den Provinzen die Erbfolge verschieden. In einigen derselben fiel sie auf die ältesten männlichen Kinder, in andern hatten alle Brüder gleichen Antheil daran, in noch andern ward der Erbe unter mehrern Brüdern von dem Volke gewählt.

Die erste Sorge aller regierenden Ynka's vom Anfang an, betraf den Feldbau. Weil es in vielen Gegenden des Landes oft an Wasser gebrach, so hatten die Ynka's überall Wasserleitungen angelegt, die dasselbe überflüßig herbeischafften. In dieser Absicht waren die Felder gehörig abgesondert und eingeebnet, und diejenigen, die eingewässert werden konnten, hatten dreierlei Abtheilungen. Die erste gehörte der Sonne, das heißt, den Priestern, den Wittwen und Waisen; die zweite dem Monarchen, und die dritte den übrigen einzelnen Besitzern. Der Boden, der wegen seiner Lage nicht bewässert werden konnte, war mit Bäumen und nützlichen Wurzeln bestellt, und hatte ebenfalls diese Eintheilung. Bei Bearbeitung der Felder hatten die der Sonne zugehörenden den ersten Rang; dann kamen die der Wittwen und Waisen, und die des Ynka waren die allerletzten. Alle Abend stieg ein dazu verord-

neter Mann auf einen Thurm, und rief aus, welchen Theil der Arbeit man des folgenden Tages vornehmen solle.

Der Monarch verlangte keine andern Abgaben, als den ihm gesetzten Antheil an den Ernten, und Kleider und Waffen für die Truppen. Das ganze Geschlecht der Ynka's aber, die Hofbedienten, Magistratspersonen, Soldaten, Wittwen und Waisen, waren gänzlich von Abgaben befreiet. Alles Gold und Silber, das dem Regenten gegeben wurde, empfing er als ein Geschenk, welches zu nichts anderm, als Tempel und Palläste zu verschönern, angewendet ward. Uebrigens waren in jedem Canton Magazine zu den Kleidern und Waffen der Krieger, so wie zur Aufbewahrung des Getreides, so daß die zahlreichste Armee auf ihrem Marsche mit Kleidern und Lebensmitteln hinlänglich konnte versehen werden, ohne das Volk dadurch im mindesten zu belästigen.

Durch das ganze Reich waren die schönsten und bequemsten Landstrassen angelegt, und die schönste und längste von allen war die in Quito. Fünfhundert Stunden lang, von der Stadt Cusko bis an die äußerste Grenze des Königreichs Quito, fand man einen bequemen Weg über Berge und Felsen, durch Thäler und Klüfte geführt. Hohe Dämme von Erde und Steinen brachten Thäler und Höhen in die gehörige Gleichung, und ersparten die Mühe, auf und nieder zu stei-

gen. In den sandigten Wüsteneien war der Weg auf beiden Seiten mit Pfählen bezeichnet, die nach der Linie gesteckt waren, wodurch man außer Gefahr kam, sich zu verirren.

Mitten in der Hauptstadt des Reichs, Cusko, hatten die Ynka's einen großen Platz angelegt, von welchem vier schöne Strassen abgingen, welche die vier Theile der Monarchie vorstellten. In jedem dieser Viertel waren einer besondern Provinz Quartiere angewiesen, welche diejenigen, die zu der Provinz gehörten, beziehen mußten, ohne die Freiheit zu haben, sich andre Wohnungen zu wählen. Ein jeder konnte in dem Quartiere, zu welchem er gehörte, den Gebräuchen seines Landes folgen; alle aber waren verbunden, die Sonne als die erste Gottheit des Landes zu verehren, und die gesetzmäßigen Opfer in ihren Tempel zu bringen. Dieser Sonnentempel war auf das prächtigste erbauet, und Gold und Silber im Ueberfluß darin zu finden. Man sah darin die Götzenbilder der von den Ynka's besiegten Völkerschaften als Trophäen aufgestellt. Vor allen aber glänzte das Bild der Sonne von gediegenem Golde und einer ungeheuren Größe im Angesicht des Einganges. Diesem Tempel gegenüber standen vier andre kleinere, die aber eben so viel Reichthümer aufzuweisen hatten. Der eine war dem Monde, der andre den Gestirnen, besonders der Venus, der dritte dem Donner, und der vierte dem Regenbogen gewidmet. Ein benachbarter großer Saal, worin die Priester ihre reli-

größen Zusammenkünfte hielten, war von dem Fußboden an, bis an die Decke, mit Goldplatten überzogen. Dieselbe Einrichtung hatten auch die Sonnentempel in den Provinzen. Aber, ohngeachtet die Curakos sich's angelegen seyn ließen, sich ebenfalls durch Pracht an ihren Sonnentempeln hervorzuthun, so fehlte doch viel, daß ihre Tempel dem in der Hauptstadt gleich kamen.

Die Straßen in Cusko waren lang, aber schmal, und alle Häuser von Steinen. Man zählte eine Menge von Pallästen und andern köstlichen Gebäuden, woran die vornehmsten Verzierungen von Gold und Silber waren. Ueber diese, beinahe ans Unglaubliche grenzende, Pracht der Hauptstadt darf man sich um desto weniger wundern, da das Beste von den Schätzen des ganzen Reichs immer nur nach Cusko gebracht wurde, und es bei Lebensstrafe verboten war, irgend etwas davon, wenn es sich einmal da befand, wieder heraus zu schaffen.

Noch jetzt sieht man die Ruinen einer starken Festung, welche die Ynka's zu ihrer Sicherheit hatten anlegen lassen. So viel man aus den Ruinen dieses Forts schließen kann, hatten es die Regenten mit einem Walle umgeben lassen, um allen Zugang von aussen abzuschneiden; doch führte geheime, unterirrdische Gewölbe zur Gemeinschaft mit der Stadt, und zu drei andern Forts, die in der Stadt lagen, und wo eine

zahlreiche Besatzung unterhalten wurde. Die Mauern der Festung waren von ungemeiner Höhe, uud von gehauenen Felsstücken aufgeführt, bei deren Anblick ihre erstaunliche Größe Bewunderung erregt. Diejenigen, welche der Länge der Zeit widerstanden haben, sind so groß, daß es nicht zu begreifen steht, wie man sie ohne Hülfe einer Maschine aus den Steinbrüchen habe ziehen und an den Ort ihrer Bestimmung habe bringen können. Aus dem Fort der Ynka's strömte ein Bach, der die Stadt von Mitternacht nach Mittag durchschneidet, und einen Platz macht, der drei oder vier Straßen enthält, wo die Prinzen von Geblüt wohnen.

Die Peruaner in allen Ständen erzogen ihre Kinder mit der äußersten Sorgfalt. Sobald sie auf die Welt kamen, tauchte man sie in reines Wasser, welches alle Tage wiederhohlt wurde. Ihre Wiegen waren nichts anders, als kleine Hängematten, woraus die Mütter sie nicht anders nahmen, als sie zu reinigen. Niemals trugen sie dieselben auf den Armen, oder setzten sie auf den Schooß. Wollten sie den Kindern die Brust geben, so beugten sie sich über die Wiege, und dies jeden Tag nur dreimal. Entwöhnt wurden sie nicht eher, als nach zwei Jahren, und dies gab Gelegenheit zu einem großen Feste, wobei man ihnen die Haare verschnitt, und einen Namen gab. Diese Ceremonie geschah durch einen Pathen aus der Familie; bei dem ältesten

Sohn des Monarchen aber verrichtete sie der oberste Sonnenpriester.

Unter den vielen Festen, welche die Ynka's im Lande angeordnet hatten, war das Fest Raymi das vornehmste, dessen hauptsächlichste Feier in dem Essen gewisser geweihter Brode bestand. Dies geheiligte Brod ward von den Sonnenjungfrauen zubereitet, und, wie man sagt, mit einigen Tropfen Bluts von der Stirn junger Knaben besprengt. Es war in kleine, dünne Kuchen eingetheilt, und wurde im Revier des Tempels, in Gegenwart der Ynka's und der Priester verzehrt. Das Fest selbst fiel nach unsrer Zeitrechnung im Monat Junius, den Tag nach der Sonnenwende. An diesem Tage versammelten sich alle Großen des Reichs in der Hauptstadt, waren aufs köstlichste geputzt, und der Monarch selbst zeigte sich in seiner ganzen Pracht. Man bereitete sich zu diesem Feste durch ein dreitägiges Fasten, worunter die Enthaltung von den Weibern mit gehörte, vor. Während dieser drei Tage war es in keinem Theile der Stadt erlaubt, Feuer anzuzünden. Die letzte Nacht wurde von den Priestern dazu angewendet, die Thiere, die geopfert werden sollten, zu reinigen, und die Sonnenjungfrauen bereiteten das Brod und die Getränke, die den Ynka's und dem Volke ausgetheilt wurden. Mit Anbruch des festlichen Tages begab sich der Regent in Begleitung aller Prinzen in Prozession auf den großen freien Platz der Stadt. Hier erwarteten sie in entblößten Füßen, das Gesicht gegen Morgen

gerichtet, feierlich und schweigend den Aufgang der Sonne. Kaum schimmerten die ersten Strahlen derselben am Horizont herauf, so kauerten sie nieder, streckten die Arme aus, öffneten die Hände und brachten sie an die Lippen, als wenn sie diese Strahlen auffangen und küssen wollten. Dann brachte man in goldenen Gefäßen die geheiligten Getränke, die zum Ausgiessen bei den Opfern bestimmt waren. Der regierende Ynka stand auf, und goß davon in einen Becher, den er der Sonne darbot, berührte darauf das Gefäß mit seinen Lippen, theilte das Getränk unter die Ynka's aus, davon ein jeder seinen Theil sogleich austrank. Dann ging der Zug nach dem Tempel, in welchen aber nur der Ynka und die Prinzen hinein gehen durften. Die Großen des Reichs, die vor dem Eingange blieben, übergaben ihre Gefäße den Priestern, nebst all' den goldenen Figuren von Thieren, die sie während der Prozession in den Händen trugen. Nach diesem Act führten die Priester eine Menge Schafe und Lämmer zu dem Altar, und weiheten sie mit vielen geheimnißvollen Ceremonien zum Opfer. Das Fleisch dieser Thiere ward öffentlich gebraten, und von dem Volke mit besondrer Andacht verzehrt, wobei zugleich verschiedene Arten von Getränk, das aber nicht von Sonnenjungfrauen zubereitet war, ausgetheilt wurden. Das Fest, welches neun Tage dauerte, ward sodann mit Spielen, Tanzen und Gastereien beschlossen.

Man weiß nicht eigentlich, welche Begriffe

die Peruaner von einem zukünftigen Leben hatten. Daß sie sich das künftige Leben als eine Fortsetzung des gegenwärtigen sinnlichen Lebens dachten, beweiset die Gewohnheit, daß jedesmal bei dem Tode und dem Begräbniß eines regierenden Ynka verschiedene seiner liebsten Kebsweiber mit begraben wurden, und nicht selten entstand dieser Ehre wegen unter den Favoritinnen des Regenten Streit, weil jede so gern, den Vorzug gehabt zu haben, behaupten wollte. Um diesen Streit zu verhüten, ward in der Folge das Gesetz gemacht, daß der Regent vor seinem Tode diejenigen ernennen mußte, die ihm im Tode Gesellschaft leisten sollten. Auf die Gräber der Ynka's setzte man große Bildsäulen, die sie vorstellen sollten, auf die Gräber des gemeinen Mannes aber die Insignien ihres Amts oder ihrer Profession.

Die allgemeine Sprache der Völker in Peru war zu den Zeiten der Spanier mit der, die man in der Hauptstadt redete, fast ganz einerlei; denn die Ynka's hatten sich stets Mühe gegeben, ihre Mundart in allen Provinzen einzuführen. Sie war sehr ausdrucksvoll, und vieler Verfeinerung fähig, nur war sie zu wortarm, und besonders übersinnliche Gedanken auszudrücken, diese konnten nur durch weitläuftige Umschreibungen angedeutet werden; doch war sie durch die Gelehrten und Dichter der Nation schon sehr verbessert worden. Von diesen Dichtern (oder Amautas) wurden, außer den Liedern und Gesängen, auch theatralische Stücke verfertigt, in welchen sie die

berühmtesten Thaten ihrer ersten Ynka's vorstellten. Die übrigen Wissenschaften aber waren sehr eingeschränkt. Man unterschied nur drei Himmelskörper durch eigene Namen, die Sonne, den Mond und die Venus; die übrigen alle wurden unter dem allgemeinen Namen der Sterne begriffen. Die Ernten zeigten die Jahrszeiten an, und die Sonnenwende kam auch mit in die Zeitrechnung. Nichts aber glich der Aufmerksamkeit, welche die Peruaner für Sonnen- und Mondfinsternisse hatten, von denen sie, da sie die wahre Ursache nicht wußten, sehr sonderbare Gründe angaben. Eine Sonnenfinsterniß sahen sie als ein Zeichen des Zorns ihrer Gottheit über sich an, und gaben sich alle Mühe, durch Opfer und Gebethe sie wieder zu besänftigen. Wenn der Mond sich verfinsterte, so glaubten sie, er sei krank, und die Heftigkeit seiner Schmerzen werde ihm den Tod verursachen; er werde dann vom Himmel fallen, die Welt zertrümmern, und alle Bewohner derselben vernichten. Um ihn also aus seiner Ohnmacht wieder zu erwecken, und ihn wieder ins Leben zurück zu bringen, banden sie die Hunde an, und reizten sie durch Schläge zum Bellen und Heulen, in der Meinung, daß diese, von dem kranken Monde werth gehaltenen Thiere ihn durch ihr Geschrei aus seinem todtenähnlichen Schlummer wieder erwecken würden.

Im Anfange der Monarchie fing das Jahr mit dem Monat Januar an; aber seit der Regie-

rung des Ynka Pachakutek fiel der Neujahrstag in den Monat December.

Von der Arzneiwissenschaft hatten die Peruaner nur sehr eingeschränkte Kenntnisse. Die Erfahrung hatte sie nur einige wenige heilsame Kräuter kennen gelehrt, und diejenigen, die den Gebrauch dieser Kräuter am besten und glücklichsten anwandten, standen bei Hofe in großem Ansehen. Aderlassen, Laxiren und eine strenge Diät waren die Hauptmittel, die sie bei Kranken gebrauchten.

Die Instrumentalmusik war wenig geachtet, und alle ihre musikalischen Instrumente waren nichts, als Trommeln und Pfeifen.

[illegible] bei der [illegible] in den Monat December.

Von der Instrumentalmusik hatten die Peruaner nur sehr eingeschränkte Kenntnisse. [illegible] hatte sie nur einige wenige [illegible] Instrumente kennen gelernt, und diejenigen, die zu Gebrauch dieses [illegible] am [illegible] sich zu [illegible] waren, [illegible] Pfeifen, [illegible] Flöten, Trommeln und einige [illegible] waren die Instrumente, die sie bey Festen gebrauchten.

Die Instrumente mußten aber bereits verändert, und alle ihre musikalischen Instrumente waren nichts, als Trommeln und Pfeifen.

Zweiter Abschnitt.

Gegenwärtige Eintheilung und Verfassung von Peru und Chili.

Zweiter Abschnitt.

Gegenwärtige Eintheilung und Verfassung von Peru.

Seitdem die Spanier sich zu völligen Herren dieses großen und schönen Reichs gemacht haben, ward die ganze Verfassung desselben geändert, Spanische Regierungsform, Religion, Sitten und Gewohnheiten eingeführt, und alles, was nur einer Abänderung fähig war, so umgeschmolzen, daß ein Ynka, oder ein andrer Peruaner der Vorzeit, wenn er erschiene, schwerlich sein Land oder seine Mitbürger wieder erkennen würde. Die veränderte politische und religiöse Verfassung hat einen solchen Einfluß auf die Lebensart und den Charakter der Ureinwohner gehabt, daß die heutigen Peruaner in keinem Stücke die geringste Aehnlichkeit mehr mit ihren Voreltern haben, sondern von ganz andrer Natur zu seyn scheinen. An die Stelle ihrer ehemaligen Geistesbildung, ihres Scharfsinns, ihrer Thätigkeit und Sittlich-

keit, ist Unwissenheit, Schläfrigkeit, Trägheit und Lasterliebe getreten, kurz, ihr ganzer Geist, der sie ehedem beseelte, ist gänzlich von ihnen gewichen, und ein feindseliger Dämon des Verderbens hat sich ihrer bemächtigt. Sie sind gegen alle Zufälle höchst gleichgültig, und ihre Unthätigkeit ist durch nichts zu besiegen. Sie scheinen fast gar keine Begierden und Wünsche zu kennen; eben so wenig sind sie aber auch geneigt, andern nur die geringste Gefälligkeit zu erweisen. Ihre Unbiegsamkeit ist unüberwindlich, ihr Trotz unausstehlich, und ihre rohe Unwissenheit wollen sie durchaus nicht fahren lassen. Sie sind träge und langsam, haben viel Geduld, und können sich mit einer Sache lange Zeit beschäftigen. Man sieht dies an den langwierigen Arbeiten, die sie unternehmen. Wenn etwas ausgebessert werden soll, das zwar an sich nicht viel werth ist, aber doch viel Zeit und Geduld erfordert, so sagt man gemeiniglich: es ist Arbeit für einen Peruaner. Wenn sie Teppiche, Vorhänge und dergleichen wirken wollen, so nehmen sie sich jedesmal die Mühe, alle Fäden einzeln zu zählen, wodurch die Arbeit oft Jahre lang verlängert wird. Hieran ist ihre Langsamkeit nicht allein schuld; sie wissen auch die rechten Handgriffe nicht, und sind zu faul, sie zu lernen. Diese Trägheit ist bei ihnen so sehr eingewurzelt, daß sie weder ihre eigene Bequemlichkeit, noch der Befehl ihrer Herren zur Hurtigkeit in der Arbeit ermuntern kann. Haben sie für sich etwas zu thun, so überlassen sie die Arbeit ihren Weibern. Diese müssen spinnen,

Beinkleider und Hemden für ihre Männer machen, müssen Gerste oder Mais rösten und mahlen, und das Essen zubereiten. Indessen liegt der Mann auf der Erde niedergekauert, und sieht seinem Weibe mit aller Gemächlichkeit zu. Er trinkt in dieser Stellung, bleibt aber übrigens still liegen, bis ihn die Noth zum Aufstehen treibt. Das einzige, was er noch thut, ist dies, daß er das Feld umpflügt; das Säen aber und die übrige Feldarbeit überläßt er seinem Weibe. Wenn sie einen Reisenden, der sich verirrt hat, oder doch nach dem Wege fragen will, auf ihre Hütte zukommen sehen, so verstecken sie sich geschwind, damit sie nicht etwa eine Strecke mit ihm gehen, und ihm den Weg zeigen müssen. Das einzige, wozu sie schnell bei der Hand sind, ist Essen, Tanzen und Trinken. Besonders sind sie der Trunkenheit sehr ergeben, und am allerliebsten berauschen sie sich in der bekannten Chika, die sie aber nicht aus der Maniokwurzel, sondern aus angefeuchtetem, geröstetem und zerstoßenem Mais durch starke Fermentation bereiten. Hat ein Peruaner erst einmal angefangen zu trinken, so hört er nicht eher damit wieder auf, als bis entweder kein Tropfen mehr in der Flasche vorhanden, oder seine ganze Besinnung dahin ist. — Ihre Wohnungen sind klein und armselig. Sie bestehen aus einer Hütte, in deren Mitte eine Vertiefung ist, worin Feuer angemacht wird. Hier wohnen Menschen und Vieh in einem Behältniß beisammen. Besonders lieben sie Hunde und Hühner, als die steten Gefährten ihrer Wohnungen. Die

Hühner sind die Lieblinge der Weiber, die eine solche Neigung für sie haben, daß sie sich nicht entschließen können, eins davon zu tödten oder zu verkaufen. Wird ein reisender Spanier oder sonst ein Fremder durch die Noth gedrungen, einmal eine Nacht in einer Indianischen Hütte zu bleiben, so kann er sicher darauf rechnen, daß man ihm mit gutem Willen kein Huhn, selbst gegen die theuerste Bezahlung nicht, überlassen werde. Will er eins davon zur Stillung des Hungers haben, so muß er es selbst schlachten und zurechte machen, wobei die Frau des Hauses so heftig zu heulen und zu schreien anfängt, als wenn eins ihrer Kinder getödtet worden wäre. — Wenn sie verreisen, so nehmen sie ihr ganzes Hausgesinde mit, das zu Fuße neben ihnen herläuft, die kleinsten Kinder werden von den Müttern auf dem Rücken getragen. Die Hütte bleibt indessen verschlossen, und weil sie vor Diebereien ganz unbesorgt seyn können, da nichts, was die Habsucht reizt, in derselben vorhanden ist, so brauchen sie für starke Verwahrung ihrer Habseligkeiten durch Riegel und Schlösser, eben nicht zu sorgen. Wollen sie nur kurze Zeit, etwa auf wenige Tage, ausbleiben, so lassen sie die Hunde zu Hause; müssen sie aber auf Wochen und Monate sich vom Hause entfernen, so übergeben sie ihrem nächsten Nachbar ihr Vieh zur Versorgung, und nehmen die Hunde zur Gesellschaft mit.

So verändert der ganze sittliche, religiöse und ökonomische Zustand der Landeseingebornen

ist, wie aus dieser vorangeschickten, allgemeinen Uebersicht erhellet, eben so groß ist auch die Veränderung, welche die jetzigen Herren von Peru mit der bürgerlichen Verfassung des ganzen Landes, und aller damit verbundenen Provinzen, vorgenommen haben. Ganz auf Spanischen Fuß ist das Land in die beiden königlichen Audienzias, Lima und Charkas, diese wieder in eilf Erzbisthümer und Bisthümer eingetheilt, und diese bestehen wieder, nach Verhältniß des Umfanges ihres Gebiets, aus einer größern oder geringern Anzahl Corregimienter (Provinzialgerichte), die zusammen 64 ausmachen.

Die erste dieser Audienzias

Die Audienz Lima

die im Jahre 1542 zuerst errichtet ward. Ihr Gebiet ist von großem Umfange, hat ein Erzbisthum, 4 Bisthümer und 45 Corregimienter in ihrem Bezirk, und ist der Hauptsitz der Regierung des ganzen Reichs, die bekanntlich durch einen Unterkönig besorgt wird, der alle 3 Jahre mit einem andern wechselt, und in der Hauptstadt des ganzen Landes, Lima, seine Residenz hat. Diese Stadt ist überdem noch der Wohnsitz eines Erzbischofs, unter dessen Sprengel die 3 Bisthümer Truxillo, Guamanga und Arequipa gehören. Den Grund zu ihrer Erbauung

legte Franz Pizarro im Jahre 1535, am Feste der heil. drei Könige, und nannte sie zum Andenken ihres Ursprungs, los Ruyes. Ihre Lage ist eine der anmuthigsten und vortheilhaftesten, obgleich ein Theil der Kordilleras ihr in einiger Entfernung gegen Morgen liegt. Es fehlt der Annehmlichkeit ihrer Lage weiter nichts, als Regen, um die Erde zu erfrischen; — wie das mit mehrern Distrikten, die so, wie Lima, an der Westküste nach der Südsee zu liegen, der Fall ist — doch der Fleiß der Einwohner ersetzt das, was der Himmel versagt, und macht die Erde, des trockenen Clima's ohngeachtet, fruchtbar. Ohnehin war es ja eine der ersten Sorgen der Ynka's, und brachte ihrer Regierung die meiste Ehre, daß sie in den trockensten Gegenden ihres Landes Kanäle eröffnen ließen, durch die das Wasser aus den Flüssen dahin geleitet wurde. Die Spanier fanden diese gemeinnützigen Anstalten vor, und haben sie in der Ordnung, worin sie waren, unterhalten. Durch diese Einrichtung werden alle Felder um Lima hinlänglich gewässert, so daß man im Stande ist, allerlei Feldfrüchte zu bauen, große Wiesen zum Unterhalt des Viehes anzulegen, weitläuftige Zuckerplantagen zu errichten, Oelbäume, Weinstöcke, Obst- und Gemüsegärten, die den reichlichsten Ertrag geben, zu pflanzen. Besonders wohl gerathen in der Gegend von Lima die Olivenbäume, die hier einen sehr starken Stamm und eine beträchtliche Höhe erreichen. Da man sie nie verschneidet, so sind in den Pflanzungen, wo sie haufenweise gezogen

werden, Zweige und Blätter so dicht in einander verwachsen, daß kein Sonnenstrahl durchdringen kann. Die einzige Sorgfalt, die sie erfordern, ist die, daß die Gräben, die aus dem Flusse Rimak — der in der nördlichen Seite der Stadt vorbeiströmt — abgeleitet, und so eingerichtet sind, daß durch sie jedem Baume die gehörige Feuchtigkeit mitgetheilt wird, gehörig rein gehalten werden. Bei dieser geringen Mühe sammeln die Einwohner eine sehr große Menge vortrefflicher Oliven ein, die, nach Europäischer Art eingemacht, sich nicht nur sehr lange halten, sondern auch ein Oel geben, das dem besten Spanischen weit vorzuziehen ist.

Vor dem schrecklichen Erdbeben, das die Stadt im Jahre 1746 fast gänzlich verwüstete, war sie die Königin aller Städte des südlichen Amerika, und stand auf dem höchsten Punkte ihres Ansehens. Eine große und schöne steinerne Brücke ging über den Fluß, stieß an einen Säulengang, und führte zu dem königlichen Platze in der Stadt, in dessen Mitte ein Springbrunnen stand, der wegen seiner Größe und Schönheit merkwürdig war. Eine kolossalische Bildsäule von Erz, die Fama vorstellend, machte dessen mittelste Höhe aus, und war mit vier Bassins umgeben. Das Wasser sprang aus ihrer Trompete sowohl, als aus den Rachen von acht Löwen von eben solchem Metall. Die kostbaren Gebäude, womit der Platz eingefaßt war, halfen ihn noch mehr verschönern; die vornehmsten darunter

waren: die Kathedralkirche, der erzbischöfliche Pallast, der Pallast des Unterkönigs, das Rathhaus und die Gefängnisse. Doch schon im Jahre 1687 wurde ein großer Theil dieser schönen Gebäude, besonders der Pallast des Unterkönigs, durch ein Erdbeben zerstört, das freilich mit dem nicht zu vergleichen war, das in dem vorhin genannten Jahre der ganzen herrlichen Stadt den Untergang bereitete. Vor dieser unglücklichen Katastrophe waren die Kirchen in Lima alle von Stein erbauet und mit den schönsten Gemälden verziert. Nächst der Kathedralkirche nahmen sich die von den Dominikanern, Franziskanern, Augustinern und den Jesuiten am schönsten aus. Erstaunlich war die Pracht und der Reichthum, welche diese Kirchen, besonders an öffentlichen Festtagen, sehen ließen. Die Altäre, vom Fuße an bis oben in die Spitze, waren mit dem feinsten Silber überzogen, und in mancherlei Reliefs gearbeitet; die Wände waren mit sammetnen Tapeten behangen, und diese mit den reichsten goldenen und silbernen Quästen und Franzen besetzt, auch auf gewisse Entfernungen mit Goldblechen von getriebener Arbeit und mit goldenen Wandleuchtern versehen. Große, sieben Fuß hohe, in zwei Reihen gestellte silberne Leuchter standen von einem Ende der Kathedralkirche bis zum andern der Länge nach, in deren Zwischenräume silberne Engel und Piedestalen, Vasen mit eingelegten Edelsteinen, kostbare Reliquienbehältnisse, und alles, was zur Vermehrung des äußerlichen religiösen Glanzes diente, hingestellt war. — Man

rechnete in Lima zu der Zeit, als ihr Glanz aufs höchste gestiegen war, 54 Kirchen, 26 Mönchs- und 15 Nonnenklöster, fast eben so viel Hospitäler, und eine Menge andrer frommer und nützlicher Stiftungen, und behauptete, daß diese geistlichen Gebäude wenigstens ein Drittheil der ganzen Stadt ausmachten. Die Kathedralkirche, die dem Evangelisten Johannes gewidmet war, wurde vom Pabst Paul III. zwölf Jahre nach ihrer, durch Franz Pizarro, geschehenen Stiftung, zu einem bischöflichen Sitz erhoben. Der Erzbischof hat 100,000 Thaler jährlicher Einkünfte und das Kapitel mehr als noch einmal so viel. — Die Universität wurde von Carl V. gestiftet, und durch verschiedene päbstliche Bullen bestätigt. In allen vier Fakultäten zählte man ehedem und auch noch jetzt 180 Lehrer und etwa 2000 Studirende; allein außer scholastischen Zänkereien und Spitzfindigkeiten wird wenig Wissenschaftliches getrieben. Die Universität führt den Namen des h. Markus, und hat dieselben Privilegien, welche die zu Salamanca in Spanien hat. Verschiedene Privatpersonen haben Stipendien zum Unterhalt einer gewissen Anzahl junger Leute gestiftet, die in den Humanioren, in der Jurisprudenz, Theologie und andern nützlichen Kenntnissen unterrichtet werden. Bei dem allen hat man es aber noch nie dahin bringen können, nur einen mittelmäßigen Gelehrten zu bilden.

Der ehemalige Glanz der Stadt, den sie vor dem Erdbeben hatte, ist bei weitem noch nicht

wieder hergestellt, und noch jetzt stellt alles dem erstaunten Auge das grausende Bild der allgemein gewesenen Zerstörung dar, und vielleicht werden noch Jahrhunderte dazu gehören, ehe alles in der vormaligen Pracht und Vollkommenheit wieder erscheinen wird. Jetzt hat Lima die Figur eines Dreiecks, dessen längste Seite an dem Flusse hin liegt. Die Stadt selbst ist mit einer Mauer von gebrannten Steinen umgeben, und mit 34 Bastionen versehen. In den Wällen sind 7 Thore, und in der Mauer 3 niedrige Thürme. Auf der andern Seite des Flusses ist die Vorstadt des h. Lazarus erbaut, die seit den letztern 30 Jahren ungemein vergrössert worden ist. Alle ihre Strassen sind, wie die in der Stadt selbst, sehr schön gepflastert, breit, grade, parallel, schneiden sich in rechten Winkeln, und machen Vierecke von Häusern in einerlei Größe. Sie werden von Kanälen durchströmt, die aus dem Flusse kommen, dessen Wasser durch Schleusen fortgeführt wird, und zur Reinlichkeit sehr viel beiträgt. Jeder Hauswirth hat einen kleinen Bach zu seinem Gebrauche, und die meisten haben einen Garten, der dadurch bewässert wird. Am Ufer des Flusses ist ein Spatziergang von 5 großen Alleen von Orangenbäumen, worin der ganze Adel von Lima alle Tage um 5 Uhr spatzieren fährt. — Da man auch durch die traurige Erfahrung belehrt worden ist, daß hohe steinerne Gebäude für Oerter, die dem Erdbeben ausgesetzt sind, nichts taugen, so hat man seit der letzten schrecklichen Katastrophe angefangen, nichts als hölzerne, niedrige Häuser

statt der ehemaligen massiven, zu errichten. Diese Häuser haben, ob sie gleich nur ein Stockwerk hoch sind, gar kein übles Ansehn, und sind inwendig mit hübschen Gemälden von Blumen und Landschaften geziert. Alle Wände des Hauses bestehen übrigens blos aus Holz, sind auswendig mit Rohr oder Weidenruthen überzogen, und mit Kalk übertüncht, worauf hernach die Faskade des Hauses, in Form der gehauenen Steine, gemalt wird, so, daß sie in einiger Entfernung das Ansehen von wirklich massiven Gebäuden gewinnen. Die Dächer sind ebenfalls von Holz, glatt und eben, und haben blos so viel Stärke und Dichtigkeit, Wind und Sonnenstralen abzuhalten. Denn da es in Lima selten regnet, so hat man weiter keine Vorsicht nöthig. Durch diese Bauart sind die Häuser der Gefahr, bei einem Erdbeben umgeworfen zu werden, weniger ausgesetzt, als wenn sie von festen Materialien errichtet wären. So wie sie jetzt sind, geben sie der Erschütterung der Erde nach, und bleiben stehen, wenn sie auch gleich beschädigt werden sollten. Aus eben dem Grunde sind auch alle Thürme auf den Kirchen und Klöstern von bloßem Holz, und von geringer Höhe erbaut; damit sie theils bei Erdbeben nicht zu sehr leiden, theils die Last der Glocken desto sicherer tragen, die an Menge und Größe allen Europäischen Glocken den Vorzug streitig machen.

Der Unterkönig von Peru hat seinen beständigen Aufenthalt zu Lima, und regiert von da aus

das ganze Reich; doch ist in den neuern Zeiten die Provinz Quito davon abgesondert worden. Eigentlich regiert er nur 3 Jahre, doch aber kann diese Zeit nach Gutbefinden des Königs von Spanien auf mehrere Jahre verlängert werden. Seine Gewalt ist unumschränkt; er hat den Vorsitz bei allen Gerichtshöfen, deren Mitglieder in eigentlichem Verstande nur seine Diener sind. Diese verschiedenen Tribunale sind: der Kriegs- und Finanzrath, die Expedition der Güterverwaltung, die königliche Audienz, die Rechenkammer, der Münzhof, der Stadtrath, das Handelsgericht, die Rentkammer, die Todtenkasse, die Inquisition, und andre geistliche Gerichte, die Universität u. a. m. Die äusserliche Pracht eines Unterkönigs ist nicht geringer, als die des Königs selbst. Er hat eine Leibwache zu Fuße und zu Pferde, deren Montirung an Pracht und Kostbarkeit keiner andern der größten Europäischen Monarchen etwas nachgibt, und niemals geht er aus, ohne wenigstens von achten derselben begleitet zu werden, die vor und hinter ihm hergehen. Sie besetzen das Hauptthor des Pallastes, und gemeiniglich auch die Vorzimmer. Außer diesen beiden Garden hat der Unterkönig noch ein Corps von 100 Mann zu Vollziehung seiner Befehle. Er gibt alle Tage dreimal Audienz, einmal den Indianern, das zweitemal den Spaniern und das drittemal den Damen aus der Stadt, denn an seinem Hofe vereinigt sich Ernst mit Pracht und Galanterie in der sonderbarsten Mischung. Seine bestimmten ordentlichen Einkünfte entspre-

chen seinem hohen Range nicht; er hat jährlich nicht mehr, als 100,000 Thaler, aber die unbestimmten, zufälligen Einnahmen betragen weit ansehnlichere Summen. Er hat die Besetzung von mehr als 100 Privat-Statthalterschaften und von allen Civil- und Militairämtern, und dies trägt ihm unermeßliche Summen ein. So wie man vorgibt, kann er mehr als 8000 Mann Infanterie und Kavallerie von seinen Einkünften unterhalten.

Die übrige Miliz in Lima besteht aus nichts, als Bürgern, deren Offiziere der König von Spanien besoldet. Sie enthält 36 Compagnien Infanterie, nemlich 14 Compagnien von Creolen, 8 aus der Kaufmannschaft, 8 Indianische und 6 von Mulatten, und 10 Compagnien Cavallerie.

In Lima, so wie in allen größern Städten des Spanischen Amerika, ist man sehr eifersüchtig auf den von den Vorfahren angestammten Rang. Die Vornehmern leiten ihren Ursprung von den ersten Eroberern des Reichs ab, und die übrigen, die auf öffentliche Auszeichnung einigen Anspruch machen, rechnen sich zu dem ältesten Adel. Sie glauben auch, mehr Verstand zu haben, als die Europäischen Spanier, die sie gradezu für Dummköpfe halten. Wahrscheinlich ist dies Vorurtheil eine Wirkung des Neides, mit dem sie es ansehen, daß der größte Theil der einträglichsten Aemter und der Handlung in den Händen geborner Spanier ist. Sie suchen daher ihren Ersatz

in leeren Titeln von Marquis, Grafen und Rittern, und sind, ohne Verdienste zu haben, stolz darauf, zu großen, angesehenen Familien sich rechnen zu können. Die angesehenste dieser Familien, zu der sich alles hinauf drängt, und die den Vorrang vor allen andern hat, ist die Familie Ampuero, deren Ahnherr von mütterlicher Seite aus dem Geschlechte der Ynka's abstammte, weil einst ein Spanier dieses Namens eine Peruanische Prinzessin geheirathet hatte. Die Könige von Spanien haben daher dieser Familie ungemein viel Vorrechte eingeräumt, worunter auch dieses mit gehört, daß kein Unterkönig in Lima ankömmt, der ihr nicht gleich den Tag nach seiner Erscheinung seine öffentliche Verehrung bezeigt. Der Aelteste des Geschlechts setzt sich auf einen zu dem Ende errichteten Balkon unter einen Thronhimmel; dann kömmt der Unterkönig auf einem zu diesem Ende schon abgerichteten Pferde geritten, und läßt dasselbe eine dreimalige Verbeugung vor den Balkon machen.

Alle diese adlichen Familien treiben einen großen übermäßigen Aufwand mit ihren Equipagen und ihrer Bedienung. Die Menge ihrer Wägen, ihrer Bedienten, Sklaven und Pferde ist ungeheuer, und man rechnet, daß allein unter dem Adel die Anzahl der Carossen sich zwischen 5—6000 beläuft, wovon die meisten vergoldet und köstlich vermalt sind. Es ist sogar kein Bürger in Lima, der nicht seine Chaise oder Kalesche hätte, die von einem Maulthiere gezogen wird.

Die große Achtung gegen die Geistlichkeit hat in dieser Hinsicht eine sonderbare Gewohnheit eingeführt. Wenn ein Priester das Venerabile zu einem Kranken trägt, so hält er die erste Kutsche, die ihm begegnet, an, setzt sich hinein, und behält sie so lange, bis er die Monstranz wieder in die Kirche ins Tabernakel gesetzt hat. Der Eigenthümer, der, wenn er auch der Vornehmste ist, sogleich aussteigt, wartet unterdessen in dem nächsten Hause, bis der Priester seine Fahrt geendigt hat. Jeder ist begierig, seine Kutsche auf diese Weise brauchen zu lassen, denn damit sind gewisse Ablässe verbunden. Die Thorheit geht sogar so weit, daß manche Personen, die einen neuen Wagen anschaffen, nicht eher hineinsteigen, bis das Venerabile erst darin gefahren worden ist. Die Bedienten führen daher den Wagen, so wie er aus den Händen seines Meisters kömmt, vor eine Kirchthür, und lassen die Priester sich seiner den ganzen Tag bedienen; der Eigenthümer hält sich sodann in seiner Einbildung vor allen widrigen Zufällen gesichert.

Die Güte der Möbeln stimmt mit dem Aufwand in der Equipage nicht überein. Nur der erhöhete Theil der Zimmer (l'estrada) ist mit Fußdecken und sammetnen Kissen für das Frauenzimmer belegt. Diese Erhöhung ist eine Stuffe von der Höhe eines halben Fusses, 5 bis 6 Fuß breit, und geht mehrentheils ganz auf der einen Seite des Zimmers hin. Die Mannspersonen sitzen auf Armstühlen unter dieser Erhöhung, und

nur eine gewisse Vertraulichkeit berechtigt sie, sich auf dieselbe zu setzen. Außer einer Menge von Gemälden, womit die Wände behangen sind, sieht man keine Tapeten. Die Betten, deren es nur wenige in den Häusern gibt, da die sämmtliche Dienerschaft auf Schaffellen ruht) stehen gemeiniglich in Alkoven, die mit Vorhängen oder Schirmen verdeckt sind. Die Zimmer sind zwar ansehnlich groß und hoch; sie würden sich aber weit besser darstellen, wenn sie mehr erleuchtet wären; die wenigen Fenster darin sind Ursache, daß nur eine Dämmerung in ihnen herrscht. In der Kleidung findet man einen größern Grad von Aufwand. Die Kleidung der Mannspersonen unterscheidet sich von der Spanischen Tracht durch nichts, als durch eine übertriebene Verschwendung, die durchgehens in allen Ständen herrscht. Jeder, der einen seidenen Stoff bezahlen kann, darf ihn tragen, und der Mulatte, der das geringste Handwerk treibt, ist oft besser gekleidet, als der Spanier vom ersten Range. Daher erfindet man auch alle Tage neue Stoffe; die, welche aus Europa kommen, sind sogleich verkauft, der Preis ist kein Hinderniß, und Jeder will die schönsten haben.

Bei der Tafel wird nur ein geringer Aufwand gemacht, und an der Mannigfaltigkeit und Menge der Gerichte, die in Europa statt findet, scheint man hier eben keinen Wohlgefallen zu haben. Bei großen Gastereien werden einige der aufgesetzten Schüsseln abgehoben, und den Be-

dienten gegeben, weil man es für billig hält, daß Jedermann im Hause an dem Feste Theil nehme. Das Fleisch ist so übermäßig mit den stärksten Sachen gewürzt, daß es für einen Fremden fast unausstehlich ist. — Da man nicht gewohnt ist, die Bissen mit Gabeln, sondern mit den Fingern zum Munde zu führen, so gibt dieser Umstand zu vieler Unsauberkeit Veranlassung. Nach dem Essen wäscht man sich die Hände gemeiniglich in einem Becken. Zur Mittagsmahlzeit geht man Morgens um 10 Uhr, zum Abendessen um 4 Uhr, und spät gegen 9 Uhr wird noch ein leichtes Nachtessen eingenommen. Den Tag über trinkt man viel von dem Kraut Paraguay, welches wie Thee genommen wird.

Das Brod ist sowohl wegen seiner Weisse, als auch wegen seines Geschmacks sehr gut. Die Schwarzen müssen es in den Backhäusern bereiten, und die Brodläden sind stets reichlich damit versehen. Wenn ein Sklave ein grobes Verbrechen begangen hat, so wird er zu einem Becker geschickt, der seine Beköstigung übernimmt, auch wohl gar dem Herrn des Sklaven noch ein Gewisses an Brod oder Geld obendrein gibt. Es ist die größte Strafe, die einem Schwarzen wiederfahren kann, gegen welche die Strafen der Galeeren Spielwerk sind. Er wird hier gezwungen, Tag und Nacht zu arbeiten; seine Kost ist schlecht, seine Ruhe nur wenige Stunden. Durch dies alles wird er nicht nur äußerst entkräftet, sondern auch oft zu solcher Verzweiflung gebracht,

daß er entweder sich selbst oder seinen Herrn ermordet, um sich nur von seiner Qual zu befreien, oder seine Freiheit wieder zu erhalten.

Das gewöhnlichste Fleisch bei allen Mahlzeiten in Lima ist Hammelfleisch. Rindfleisch wird wenig gegessen, zwei oder drei Ochsen sind wöchentlich für die ganze Stadt hinlänglich. Das Federvieh aber ist vortrefflich und in größtem Ueberflusse. Wildpret ist schon weniger zu haben, ausgenommen wilde Schweine. Das übelste bei allem Fleisch ist aber dies, daß es, und sogar auch die Fische, stets mit Schweineschmalz zugerichtet wird, weil das Land bei Ankunft der Spanier kein Oel erzeugte, (mit welchem die Spanier alle ihre Speisen fett zu machen gewohnt sind) und seitdem es solches hervorbringt, ist die ehemalige Nothwendigkeit zum Gesetz geworden. Von den Gebirgen bringt man auch gefrornes Kalbfleisch als ein sehr köstliches Essen, und es bekömmt durch dieses Gefrieren, worin es die Anwohner der Gebirge zu versetzen wissen, wirklich einen größern Grad von Güte und Wohlgeschmack, als in seinem ungefrornen Zustande; den Vortheil ungerechnet, daß es sich nun auch ungleich besser hält, ohne zu verderben.

Außer den liegenden Gründen und Aemtern, die den vielen adlichen Familien zum Unterhalt dienen, ist es in Lima auch erlaubt, die Vortheile der Handlung nebenbei mitzunehmen. Der Stand eines Edelmanns wird daher durch die

Handelsgeschäfte, die er neben seinen übrigen Aemtern treibt, keineswegs heruntergesetzt; vielmehr haben die Könige von Spanien, überzeugt, daß Handlung die Hauptquelle des Reichthums eines Landes sey, feierlich erklärt, daß es den Edelleuten weder in Ansehung ihrer Ehre, noch ihrer Beförderung zu öffentlichen Aemtern und Ritterorden schaden solle, wenn sie in Indien Kaufmannschaft treiben würden. Da nun dieser Weg, sich zu bereichern, jedermann offen steht, und Lima als der Mittelpunkt des ganzen Handels von Peru anzusehen ist, so vermehrt sich die Anzahl der Familien durch neue Einrichtungen und Handelsverkehre fast mit jedem Tage. Eine Menge Europäer kommen dahin, welche, entzückt über die Annehmlichkeiten des Klimas und der reizenden Lage der Stadt und ihres Gebiets, sich sehr gern hier niederlassen und sich verheirathen. Ueberdem sind die hiesigen Weiber so schön und liebenswürdig, daß vielleicht dieser Umstand allein schon hinreichend seyn würde, sich hier anzusiedeln, wenn auch die Vortrefflichkeit des Klimas und die Begierde nach Gewinn sie nicht anlockte.

Diese Weiber haben eine glänzend weisse Haut, viel Lebhaftigkeit und Anmuth in ihrem Aeussern, schöne sprechende Augen und einen reizenden Teint, der aber durch den leidigen Gebrauch der Schminke sehr bald verborben wird. Ihr Haar ist schwarz und so lang, daß es gemeiniglich bis auf den Gürtel reicht. Sie flechten

es gewöhnlich hinten auf dem Kopfe in 5 bis 6 Flechten zusammen, schlagen diese auf, und befestigen sie mit einer langen goldnen Nadel, die ein wenig gebogen und an dem einen Ende mit einem diamantnen Knopfe besetzt ist. Die vordern Haare sind in leichte Locken gekräuselt, die nachlässig von der Stirn bis mitten an die Ohren herunter hängen. Die Ohrgehänge sind sehr reich von köstlichen Steinen, und mit Strängen von schwarzer Seide geschmackvoll durchflochten. Armbänder von Perlen und Diamanten, und alles übrige, was zu einem üppigen, geschmackvollen Putz gehört, und die körperlichen Reize noch mehr hebt, ist über ihre ganze Person ausgegossen, und wo es, ohne den Geschmack zu beleidigen, geschehen kann, so verschwenderisch angebracht, daß oft die Frau eines Privatmanns, der weder Amt noch Titel hat, noch vom Adel ist, für 20,000 Thaler Werth Brillanten und andre Kostbarkeiten an sich trägt. Der geringere Stand ahmt auch hier den höhern nach, und von diesem Nacheiferungstrieb, so gut wie andre durch Putz zu glänzen, sind selbst die Weiber der Schwarzen nicht ausgenommen.

Die Röcke, Hemden und andre Stücke der Damenkleidung sind alle mit Spitzen besetzt, und es ist zum Erstaunen, welche Aufmerksamkeit sie bei dieser Wahl der Spitzen anwenden, die ein so unentbehrlicher Theil ihres Anzuges sind. Sie nehmen dazu nur die kostbarsten aus Brabant; alle andern werden als zu schlecht verworfen.

Sie sind auf Röcken und Hemden so enge an einander gesetzt, daß man von dem Zeuge oder der Leinewand grade nicht mehr sieht, als zur Zierde nöthig ist. Und so kann ein vollständiger Spitzenanzug, den eine Dame auf ihrem Leibe trägt, oft mehr als 1000 Thaler kosten.

Ein kleiner Fuß wird hier für eine so große Schönheit gehalten, daß man sich alle ersinnliche Mühe gibt, dieses Hauptrequisit der Schönheit zu Stande zu bringen. Von erster Kindheit an läßt man daher die Mädchen, wie in China, so kleine enge Schuhe tragen, daß der Wachsthum der Füße dadurch gänzlich verhindert wird, und diese, selbst bei erwachsenen Frauenzimmern, oft nur 5 — 6 Zoll lang sind. Man schnallt diese Schuhe mit kleinen Schnallen zu, und um die Schönheit des Fußes und Beines in ein recht glänzendes Licht zu stellen, tragen die Damen nichts als seidene Strümpfe, und nur sehr kurze Unterröcke. Der Geschmack der Mannspersonen an dieser weiblichen Schönheit ist so entschieden, daß sie jeden andern Mangel in der Gesichts- und Körperbildung leicht übersehen, wenn nur der kleine Fuß nicht fehlt.

Die Kleider des Frauenzimmers duften von Ambra und Bisam, und schon von weitem kann man diese parfumirte Atmosphäre riechen, ehe man den Gegenstand sieht, von welchem sie ausgeht. Nie wird man ein Frauenzimmer ohne Parfümerien finden; sie legen sie hinter die Oh-

ren, in die Rockfalten und in alle Stücke ihres Anzuges. Sogar ihre Blumen, Boukets, mit denen sie Haare und Busen schmücken, sind voll davon; denn der natürliche Geruch der Blumen genügt ihnen nicht. Dieser entschiedene Geschmack des Frauenzimmers an Blumen ist Ursache, daß der große Marktplatz in Lima täglich einen reichen Blumengarten vorstellt, wo die Indianer ihre schönsten Blumen zur Schau und zum Verkauf ausgestellt haben. Alle Tage sieht man eine Menge von Damen hieher fahren, und kaufen, was sie nur Schönes und Kostbares in dieser Art finden können, wodurch denn ebenfalls eine große Anzahl von Stutzern und verliebten Gecken auf diesen Blumenmarkt hingezogen wird.

Ohngeachtet die Weiber in Peru nicht so gezwungen leben, wie in Spanien, so geschieht es dennoch selten, daß sie bei Tage ausgehen, es sey denn auf den Blumenmarkt oder auf einen Spatziergang, und auch dahin begeben sie sich nicht zu Fuße, sondern stets im Wagen. Gegen Abend aber und die Nacht hindurch machen sie ihre eben nicht allzu ehrbaren Besuche, und da trifft man sie oft an Orten an, wo man sie wohl nicht vermuthet hätte. Diejenigen, die am Tage die sittsamsten scheinen, sind in der Nacht die allerfreiesten. Sie bedecken, um nicht erkannt zu werden, das Gesicht mit einem Schleier, und in dieser Mummerei erlauben sie sich Freiheiten, vor denen sich Mannspersonen von einigem Ehrgefühl gewiß schämen würden.

In ihren Häusern sitzen sie auf mehr oder weniger kostbaren Kissen, und haben die Beine auf einer Decke kreuzweise über einander liegen. In dieser Stellung bringen sie fast den ganzen Tag zu, ohne aufzustehen, selbst nicht, wenn es Essenszeit ist. Denn es herrscht in Lima, so wie in allen übrigen Städten von Peru, die Gewohnheit, daß die Frauenzimmer allein essen, und sich die Gerichte auf einen kleinen Tisch setzen lassen, der stets neben ihnen steht, auf den sie auch ihre Arbeiten legen, mit denen sie sich beschäftigen. Sie nehmen in dieser Stellung, ohne aufzustehen, alle ihre Besuche von Mannspersonen an, die sie auf eine ungezwungene, geistreiche und angenehme Art zu unterhalten wissen, wobei sie gewöhnlich mit Spiel auf der Harfe oder Guitarre, mit Gesang begleitet, die Unterhaltung würzen. Denn die Musik ist eine allgemeine Liebhaberei der Frauenzimmer in allen Ständen. Ueberall hört man nichts als Concerte, oder muntere, lustige und scherzhafte Lieder. Die Tanzlust ist eben so groß, daher sind fast täglich, bald hie, bald da, andre Tanzpartien. Bei diesen Tänzen der Peruanischen Spanier findet gar keine Bewegung der Arme statt. Man läßt sie entweder schlank herunter hängen, oder wickelt sie in die Enden des kurzen Mantels, der beim Tanz die Schultern bedeckt. Nichts wird gezeigt, als die künstliche Biegung des Leibes und die schnelle Bewegung der Füße. Dasselbe ist der Fall bei den Mannspersonen. Diese legen selbst beim Tanze ihren Degen nicht ab, sondern halten nur die Spitze

desselben vorwärts, damit sie ihnen nicht hinderlich werde.

Nichts ist weniger zur Melancholie und zum Trübsinn geneigt, als der Geist der Einwohner von Lima, und dieser stets muntere und heitere Sinn macht sie zu den angenehmsten unterhaltendsten Gesellschaftern. Sie sind höflich und zuvorkommend unter einander, am meisten aber gegen Fremde, die sie mit vieler Auszeichnung behandeln. Besonders sichtbar und hervorstechend sind diese geselligen Tugenden an dem Frauenzimmer, und noch weit mehr würden sie sich durch dies alles empfehlen, wenn sie nicht mit diesen Vollkommenheiten gewisse Mängel verbänden, die einen großen Theil ihrer Annehmlichkeiten wieder verdunkelten. So zeigen sie einen gewissen Stolz in ihrem Wesen, und eine zu sichtbare Herrschsucht, besonders über das männliche Geschlecht, wodurch sie sich denn freilich in den Augen des unbefangenen Zuschauers nicht sonderlich empfehlen.

Die mächtigste Leidenschaft, die beide Geschlechter mit eisernem Scepter beherrscht, ist die sinnliche Liebe. Die Männer opfern dieser den größten Theil ihres Vermögens freiwillig auf, und weil sie die unzertrennlichen Bande nicht lieben, so verheirathen sie sich sehr selten nach der Kirchenform. Häufiger sind die so genannten Gewissensehen, wo sich zwei Personen, ohne Zuziehung des Priesters, mit einander verbinden,

und sich einander entweder auf eine bestimmte Reihe von Jahren oder auf Lebenszeit, gegenseitige Treue geloben. Sie nennen dies: eine Heirath hinter der Kirche. Die Gesetze des Staats sind diesen willkührlichen, nach eigenem Geschmack eingegangenen, Verbindungen um so weniger hinderlich, da die Kinder, die darin erzeugt werden, dieselben Rechte, wie eheliche Kinder, haben, so wie denn überhaupt hier zu Lande eine uneheliche Geburt nie zum Schimpfe gereicht. — Zuweilen verheirathen sich aber auch junge Leute, die der Einwilligung ihrer Eltern nicht versichert sind, auf folgende sonderbare Art. Das Mädchen bestellt ihren Geliebten zu einer gewissen Stunde des Abends in Gesellschaft eines Priesters vor das Haus. Um diese Zeit geht sie aus dem Zimmer, worin sie mit ihrer Familie ist, heraus, und läßt sich mit dem draussen stehenden Geliebten entweder durchs Fenster oder im Hofe trauen. Gleich darauf kömmt sie wieder ins Zimmer zurück, ohne daß irgend Jemand von der eben vollzogenen Trauung etwas weiß. Am folgenden Tage aber kömmt der Priester, der die Ceremonie verrichtet hat, in Gesellschaft zweier anderer Priester oder Mönche, und verlangen im Namen des Mannes das Mädchen von ihren Eltern. Schlägt man sie ihnen ab, so wird sie mit Gewalt aus dem Hause geführt, und um die Eltern dafür zu trösten, wird vorgegeben, daß dies so der Wille Gottes und der heil. Jungfrau sey.

Unter den übrigen Moden der Weiber in Lima ist keine so allgemein, als diese, daß sie beständig kleine Zäpfchen im Munde führen und kauen, weil sie in der Meinung stehen, daß die Zähne dadurch gesunder, weisser und fester werden. Diese Gewohnheit, und dann auch das häufige Tabackrauchen, das unter Männern und Weibern im Schwange geht, veranlaßt einen sehr großen Absatz des Tabacks, der zu dem Ende in der ganzen umliegenden Gegend in großer Menge gebauet wird, und von ganz vorzüglicher Güte ist.

Das Bisthum Truxillo.

Da, wo der Kirchsprengel des Erzbischofs zu Lima sich gegen Norden endigt, fängt das Gebiet des ersten Bisthums der Audienz Lima, Truxillo, an; nur gehört das ganze Bisthum nicht zu dieser Audienz, sondern ein Theil desselben liegt in dem Gebiet der Audienz Quito. — In vielen Gegenden dieses Bisthums herrscht eine große Fruchtbarkeit an Getreide, Obst und Hülsenfrüchten, imgleichen ein großer Reichthum an Viehheerden, besonders Schweinen, die weithin verhandelt werden. Von den Einwohnern werden viele baumwollene Zeuge und besonders viel Tapeten verfertigt, mit denen ein gangbarer Handel getrieben wird. Hin und wieder finden sich auch Silberbergwerke, die aber nicht von großer Er-

heblichkeit sind. Häufiger und reichhaltiger sind schon die Goldminen; daher denn auch das Silber, seiner größern Seltenheit wegen, höher als das Gold geschätzt wird.

Die Hauptstadt dieses Bisthums führt gleichfalls den Namen Truxillo, nach der Vaterstadt Pizarro. Von ihm ward der erste Grund zur Erbauung dieser Stadt gelegt, sie ist also eine der ersten, von den Spaniern in Peru gemachten, Errichtungen. Es gibt wenig Städte in Amerika, die mehr bevölkert wären. Sie ist mit einer Mauer von gebrannten Steinen umgeben, und in Ansehung der Größe kann sie in dem Range der Städte von der dritten Klasse stehen. Sie liegt nur eine halbe Stunde von der Südsee entfernt, hat zwar selbst keinen Hafen, zwei Stunden davon aber liegt der Hafen Guanchako, vermittelst dessen sie ihre Handlung zur See treibt. Die Häuser der Stadt haben ein gutes Ansehn, sind theils von Steinen, theils von bloßem Holz erbaut, mit Portalen und Balkons geziert, aber nur ein Stockwerk hoch, weil die Furcht vor Erdbeben es nicht zuläßt, sie höher zu machen. — Der Corregidor und der Bischof residiren in der Stadt, in welcher eine Menge Mönchs- und Nonnenklöster, und eine große Anzahl von Ordensgeistlichen ist, welche die zügelloseste Lebensart unter dem äusserlichen Schein der Frömmigkeit und Religiösität zu verbergen, und dadurch die Achtung des verblendeten Volks zu erhalten wissen. Die Superioren verzehren nach ihrem Ge-

fallen die Güter der Klöster, und machen sich kein Gewissen daraus, die von ihnen erzeugten Kinder als die ihrigen zu erkennen, und sie in ihren Klöstern unter ihren Augen erziehen zu lassen. Eine vortheilhafte Ausnahme hievon machten aber doch die Jesuiten, als dieser Orden noch bestand. Ihr Collegium, welches sie hier hatten, war zwar ebenfalls sehr reich, doch aber machten sie von ihren Reichthümern eine lobenswerthere Anwendung. Sie unterhielten davon Apotheken, Armen- und Krankenhäuser, unterstützten arme und arbeitsame Familien, und errichteten tausend andre gemeinnützige Anstalten, die nicht nur ihrem Charakter wahre Ehre machten, sondern auch die Reichthümer vermehren halfen, deren sich ihr Orden zu erfreuen hatte.

Ob nun gleich die Spanier wissen, wie obscön die Lebensart ihrer Mönche ist, so erweisen sie ihnen dennoch einen Grad von Achtung, der nahe an Anbetung grenzt. Am meisten sind die Franziskaner und Dominikaner die Gegenstände dieser lächerlichen Verehrung, und die Mittel, wodurch sie dieselbe unterhalten, sind folgende: Sie erfinden lächerliche Feste, deren Thorheit die Verblendung des Volks nicht einsieht. Die Ceremonie fängt sich am Abend vor dem Feste, bei der ersten Vesper, durch einen Aufzug der Dominikaner an, welche von ihrem Kloster mit großer Feierlichkeit zu den Franziskanern gehen. Zehn Laienbrüder tragen das Bild des h. Dominikus, der unter Begleitung seines ganzen Anhangs sei-

nen Freund, den h. Franziskus, besucht. Dies Bild des Heiligen ist mit allen nur ersinnlichen reichen Stoffen behangen, und ganz mit Sternen übersäet, um schon von weitem durch seinen Schimmer zu glänzen. Der h. Franziskus, benachrichtigt von der Ehre des Besuchs, den ihm sein Freund zugedacht hat, geht ihm auf dem halben Wege entgegen, und beide Heiligen grüßen und bekomplimentiren sich bei ihrer Zusammenkunft, durch den Mund ihrer Zöglinge. Der h. Franziskus, bescheidener als sein Freund, empfängt diesen in einer bloßen Mönchskutte; aber bei dieser scheinbaren Demuth ist er mit einem Strahlenkranze von Gold und Silber umgeben, der, nebst dem Bilde, das aus eben diesen Metallen besteht, so schwer ist, daß 18 ganz krumm gebogene Träger unter der Last seufzen. Vier kolossalische Figuren, von geflochtenen Weidenruthen gemacht, mit gemahltem Papier überzogen und mit scheußlichen Larven, Hüthen und Perükken versehen, stellen einen Weissen, einen Schwarzen, einen Mulatten und einen Indianer vor, und werden vor beiden Heiligen hergetragen. Zwischen ihnen befindet sich eine andere Art von Ungeheuer, das auf seinem Rücken einen Korb trägt, aus welchem von Zeit zu Zeit Puppen in allerlei Formen hervorkommen, die durch ihre Tänze und Sprünge das Volk belustigen. Langsam geht der Zug unter einer großen Menge von Wachskerzen und kleinen Engelsgestalten in die Kirche. Des Abends wird ein Feuerwerk abgebrannt, das Franziskanerkloster und die ganze

Stadt erleuchtet, zuletzt aber das Ungeheuer mit den Puppen und die vier Giganten verbrannt. Am folgenden Tage ist Predigt und große Musik. Um das Fest noch feierlicher zu machen, wird den Nonnen erlaubt, aus ihren Zellen zu gehen, und diese sowohl als alle andre Frauenspersonen dürfen an diesem Tage die Mönche in den Klöstern besuchen. Mit Einbruch der Nacht wird sodann eine andre Prozession angestellt, um den h. Dominikus wieder nach Hause zu bringen. — Man sieht nichts, als Bildsäulen, die man sorgfältig anputzt, und vor welche alles hintritt und räuchert. Die Bettelmönche zu Fuße und zu Pferde tragen kleinere Bildnisse in den Straßen herum, und geben sie den Vorübergehenden um ein gewisses Stück Geld zu küssen.

Die Truxillaner sind eine Vermischung aller Arten von Menschen; aber unter den dort wohnenden Spaniern gibt es sehr reiche und angesehene Familien. Da das Gebiet des ganzen Bisthums sehr reich an Vieh, Getreide, Obst und Hülsenfrüchten ist, und die Indianer diese und mancherlei Lebensmittel auf Entfernungen von 50 und mehrern Stunden weit herbringen, so herrscht in der Hauptstadt ein immerwährender Ueberfluß an allen Nothwendigkeiten des Lebens. Die Indianer stellen solche weite Reisen mit sehr wenigen Kosten an; ihr ganzer Mundvorrath steckt in einem kleinen Sacke, und besteht in nichts, als geröstetem Gerstenmehle. Mit dieser einfachen Kost sind sie im Stande, sich auf einer Reise zu

behelfen, die 100 und mehrere Stunden dauert. Sind sie hungrig oder durstig, so gehn sie in die erste beste Hütte, die sie antreffen, wo sie allzeit Chika finden; in ganz unbewohnten Gegenden begnügen sie sich auch mit bloßem Wasser. Kommen sie an eine Quelle oder einen Fluß, so nehmen sie ein wenig von dem Mahle in den Mund, und behalten es einige Zeit darin, ehe sie es hinunter schlucken. Eine Handvoll davon ist zur Stillung ihres Hungers hinreichend. Dann thun sie einen starken Trunk, und finden sich dadurch so erquickt, daß sie im Stande sind, ihren Weg zu verfolgen.

Die Stadt Truxillo ist ganz mit Bäumen und Buschwerk umgeben, und hat deshalb die angenehmsten schattigten Spatziergänge. Wohlangelegte und unterhaltene Gärten geben ihr eine lachende romantische Ansicht, und dieses, nebst dem stets heitern unumwölkten Himmel, versichert Einwohnern und Fremden den reizendsten Aufenthalt. Nicht weit davon ist ein mäßiger Fluß, dessen Wasser, wie zu Lima, durch verschiedene Kanäle in alle Gegenden dieser vortrefflichen und fruchtbaren Landschaft geleitet wird.

Das Bisthum Guamanga

hat im Ganzen genommen ein gemäßigtes Klima, bringt viel Getreide und Vieh hervor, ist stark bewohnt, und treibt ansehnliche Handlung. In einigen der ihm untergeordneten Corregimientern gibt es auch Silberbergwerke und Quecksilbergruben, die sehr ergiebig sind.

Die Hauptstadt des Bisthums, die, so wie dieses, Guamanga heißt, ward zuerst von Franz Pizarro im Jahr 1539 in der Gegend zwischen Cusko und Lima angelegt, wo ein Indianisches Dorf gleiches Namens lag. Ihr Erbauer nannte sich, zum Andenken des Sieges, den er hier über den letzten Ynka von Peru erfocht, St. Juan della Vittoria, bis sie den Namen des ersten Orts erhielt, an dessen Stelle sie erbauet war. Durch ihre Lage zwischen Cusko und Lima wird der Handelsverkehr beider Städte unter einander sehr erleichtert, und die Stadt selbst gewinnt durch diese günstige Lage ungemein. Die Häuser sind mehrentheils hoch und ganz massiv, und mit den weitläuftigsten Gärten versehen. Das schönste Gebäude darin ist die Hauptkirche. Das Domkapitel besteht aus dem Bischof, dem ersten und zweiten Dechanten, zwei Domherrn, etlichen Vikarien und Unterbedienten. Sie hat auch eine Universität, die zwar eben die Vorrechte, wie die zu Lima genießt, aber auch eben so wenigen Nutzen stiftet. Die Stadtobrigkeit besteht aus den Vornehmsten des Adels. Der Cor-

regidor hat darin den Vorsitz, und aus den Regidoren oder Rathsherren werden jährlich die Alkaden oder Polizeibeamten genommen. Unter den Einwohnern, die sich größtentheils mit Handel und Manufakturen beschäftigen, befinden sich ohngefähr 20 Familien von Adel, die sich mitten in der Stadt angebaut haben.

Das Bisthum Cusko

hat sehr viel Gold- und Silberbergwerke, die reichliche Ausbeute geben. Großes und kleines Vieh ist darin im Ueberflusse, Handel und Gewerbe ist in dem schönsten Flor, und nur in den Gegenden, die wegen ihrer hohen gebirgigten Lage ein kälteres Klima, als die niedriger liegenden, haben, ist einiger Mangel an Feldfrüchten, die aber desto reichlicher in den wärmern Gegenden gebauet werden. Denn das Klima ist in diesem Bisthum sehr verschieden, je nachdem die Lage der Landschaften höher oder niedriger ist.

Cusko, die ehemalige Hauptstadt von ganz Peru, liegt auf einem unebenen Boden an dem Abhange etlicher Hügel. Zur Zeit der Ynka's bewunderte man die Kostbarkeit ihres Tempels, des schönsten, berühmtesten und verehrtesten Gebäudes im ganzen Lande. Dieser Tempel ist nicht mehr; an seiner Stelle steht das Kloster und die Kirche der Dominikaner, von seinen Trümmern

erbaut, und das Heiligste der Priester, die Monstranz, steht, wie man sagt, auf eben dem Platze, wo die Peruaner ehedem das Bild der Sonne von gediegenem Golde, in ungeheurer Größe, aufgestellt hatten. — Die Stadt gibt an Schönheit und Größe weder Lima noch Quito etwas nach. Da sie vor Erdbeben gesichert ist, so sind ihre Häuser von Steinen aufgeführt, mit Ziegeln gedeckt, und mit allen Bequemlichkeiten versehen. Sie ist aber nicht so volkreich, als die jetzige Hauptstadt, und man rechnet die Zahl ihrer sämmtlichen Einwohner, Spanier, Creolen, Mulatten und Indianer ohngefähr auf 20,000, die Fremden ausgenommen, die des Handels wegen sich bald kürzere, bald längere Zeit darin aufhalten. Uebrigens hat sie alles, was eine Stadt im Spanischen Amerika ansehnlich machen kann, Bisthum, Capitel, Universität, Gerichtshöfe, Inquisition, reiche Klöster, viele Collegien, und insonderheit das hohe Alterthum und ihren ehemaligen ersten Rang unter allen Städten des Reichs. Die Einwohner der Stadt sind sinnreich und arbeitsam. Die meisten finden Geschmack an Malerei, und man hat eine unglaubliche Menge Gemälde von ihnen, die in dem ganzen mittägigen Amerika zerstreut sind. Sie machen auch baumwollene Tücher, und arbeiten vortrefflich in Leder.

Nicht weit von der Stadt, in einer Entfernung von etwa 4 Stunden, liegt das schöne äußerst anmuthige Thal Yukay, das schon zu den

Zeiten den Ynka's als einer der angenehmsten Plätze galt. Noch jetzt sieht man daher auch viele Ruinen von den Landsitzen und Lusthäusern der Peruanischen Monarchen. Der Bischof von Cusko eignet sich einen Theil dieses vortrefflichen Thals als Eigenthum zu; der übrige Theil gehört den Vornehmsten der Stadt, denen allemal etwas zu fehlen scheint, so lange sie in diesem Thale keinen Landsitz haben.

Das vierte und letzte Bisthum in der Audienz Lima, ist

Das Bisthum Arequipa.

Es bringt außer allerhand Arten von Getreide und Früchten, auch Wein und Oliven hervor, hat die schönsten Viehweiden in seinen Thälern, aber nur in einer einzigen Gegend des Distrikts Caybloma sind einige einträgliche Silberbergwerke. Es gibt zwar hin und wieder, nach den Gebirgen zu, noch mehrere Gold- und Silberminen, die aber aus Mangel an Arbeitern bis jetzt noch nicht gehörig benutzt worden sind.

Die Hauptstadt des ganzen Bisthums, Arequipa, liegt in dem Thale Quilka, wo die reinste Luft in ganz Peru ist. Dieses Thal ist das ganze Jahr hindurch mit den schönsten Blumen geschmückt, und man genießt hier eines im-

merwährenden Frühlings. Franz Pizarro legte die Stadt zuerst 1539 in einem Dorfe gleiches Namens an; weil aber diese Lage nicht vortheilhaft schien, wurde sie an einem andern Platze gebaut. Sie ist eine der größten Städte in Peru, und unter den hier wohnenden mehr als 600 Spanischen Familien zählt man viel Adel. Sie liegt in einer flachen Gegend, 20 Stunden vom Meere, nicht weit von einem feuerspeienden Berge, der bisweilen zu Erdbeben, der einzigen Plage der Stadt, Veranlassung gibt. Durch alle Strassen sind aus einem benachbarten Fluß Kanäle geleitet, wodurch die Reinlichkeit unterhalten wird. Dies, und die Reinheit der Luft, ist Ursache, daß man hier nichts von allen Krankheiten weiß, die durch ein ungesundes Klima erzeugt werden. — Bis zum Anfange des 17ten Jahrhunderts gehörte die Stadt unter dem Kirchsprengel des Bischofs zu Cusko, seit 1600 aber ist sie davon abgesondert, und in ein eigenes Bisthum verwandelt worden. Die Polizei- und Kriegsangelegenheiten werden von einem Corregidor besorgt, der auch bei der Stadtobrigkeit das Präsidium führt. Ausserdem ist auch noch ein Inquisitionsgericht daselbst.

Zwischen Cusko und dieser Stadt liegt der große Steppensee Titikaka, der in der Geschichte der ersten Gründung der Peruanischen Reichsverfassung berühmt geworden ist. Er ist der größte Landsee, den man in Peru kennt, denn er hat 80 Stunden in seinem Umfang, und beinahe

100 Klafter Tiefe. Seine Figur ist einförmig, und verschiedene Flüsse geben ihm sein Wasser. Er ist sehr fischreich; daher denn auch die um ihn her wohnenden Indianer sich vor allen andern auf Fischerei legen, und ein vortreffliches Gewerbe damit treiben. In der Gegend dieses Sees sind eine Menge von Goldgruben. Einige davon werden bearbeitet; die meisten aber sind vor langer Zeit durch die Indianer selbst verschüttet worden, weil sie die Habsucht der Spanier von einer sehr furchtbaren Seite kennen lernten, und ihren Tirannen weiter keine Gelegenheit zur Vermehrung ihrer Reichthümer geben wollten. — Auf dem See sieht man verschiedene Inseln, davon eine wegen ihrer Größe merkwürdig ist. Sie war eigentlich nichts, als kahler Felsen, den die Ynka's aber mit unsäglicher Mühe ebnen und mit Erde bedecken ließen. Die Tradition, daß Manko-Capak, der erste Stifter der Monarchie, hier zuerst ans Land gestiegen sey, war auch Ursache, daß diese Insel als ein heiliger Ort verehrt, und ein Tempel auf ihr erbaut wurde, der mit dem Haupttempel zu Cusko wetteiferte. Durch die häufigen Wallfahrten, welche die Einwohner des ganzen Reichs nach diesem, ihnen so über alles heiligen, Ort anstellten, häuften sich die Kostbarkeiten und Reichthümer an Gold, Silber und Edelsteinen dermassen an, daß der ganze Tempel von innen und aussen damit überzogen, und alles, was zum Gebrauch der Priester und der Opfer bestimmt war, daraus verfertigt werden konnte. Die unersättliche und nie zurückgehaltene

Begierde der Spanier war Ursache, daß die Peruaner alle diese unsäglichen Schätze der Insel im Abgrund des Wassers vor ihren Augen verbargen.

In dem Bezirk dieses Bisthums, hart am Südmeere, liegt auch der bekannte Hafen oder die Rhede Arika, wo ehedem ein sehr wichtiger Handelsplatz der Spanier war. Der Hafen selbst war theils durch die Natur, theils durch Kunst sehr stark befestigt, und diese Festungswerke wurden stets in gutem Stande erhalten, so lange hier die Niederlage der Schätze aus Potosi war. Seitdem man aber zu deren Transport den Weg nach Lima gewählt hat, wird dieser Hafen immer weniger besucht und mehr vernachläßigt. — Vor der Eroberung von Peru verrichteten die Eingebornen ihre Opfer auf einem hohen Felsen, der dicht an der Stadt liegt, und ihre Ansicht deckt. Es war bei ihnen Religionsgesetz, die dargebrachten Opfer in den hier befindlichen Abgrund zu werfen. Dieser Sage zufolge sind die Spanischen Bewohner der Stadt noch jetzt der Meinung, daß man in diesem Abgrund unermeßliche Schätze finden würde, wenn es möglich wäre, dahin zu kommen. Denn man ist fest überzeugt, daß der größte Theil der Kostbarkeiten, die zur Ranzion des Atahualpa bestimmt waren, und welche die Unterthanen nach dessen Tode nicht mehr liefern wollten, in diesen Abgrund geworfen sind. — Bei Arika liegt eine von den Inseln, auf welchen der Vogelmist zum Dünger gesammelt wird. Er gibt einen so häßlichen Geruch von sich, daß alle,

die denselben nicht gewohnt sind, heftige Kopfschmerzen davon bekommen. — Auf eine sehr sonderbare Art verschaffen sich die Schiffe, die hieher kommen, frisches, trinkbares Wasser, da sonst kein Fluß und keine Quelle hier in der Nähe ist. Sobald das Meer bei der Ebbe wieder zurück tritt, gräbt man einen halben Fuß tief in den Sand, den das Meerwasser eben verlassen hat, und aus diesen Löchern schöpft man sodann ein ganz vortrefflich süßes Wasser, das sich auf den Schiffen lange Zeit frisch erhält.

Die Audienz Charkas

ist in Ansehung ihres Umfanges nicht geringer, als die Audienz Lima, doch ist sie nicht allenthalben so stark bewohnt, als diese. Denn auf der einen Seite sind große Wüsteneien und weitläuftige Wälder, auf der andern aber die hohen Gebirge der Kordilleras. Vor der Spanier Zeiten wurden mehrere Provinzen, als gegenwärtig, unter dem Namen Charkas begriffen. Jetzt aber fangen die Grenzen dieser Audienz gegen Norden an der äußersten Grenze des Bisthums Cusko an, gehen nach der Südseite bis nach Buenos-Ayros, gegen Osten bis an Brasilien, gegen Westen bis an die Küsten der Südsee, und das Uebrige stößt ans Königreich Chili. Die ganze Audienz besteht aus einem Erzbisthum, 5 Bisthümern und 20 Corregimientern.

Das Erzbisthum la Plata

begreift 14 Corregimienter unter sich, und zählt zwei der größten Städte in Süd-Peru, la Plata und Potosi, zu ihrem Gebiete. Die erste ward im Jahr 1539 auf Franz Pizarros Befehl, unter dem Namen des Fleckens, in dessen Platz sie angelegt wurde, erbaut, und Chuquisaka genannt. Dieser Name aber wurde, in Bezug auf das Silberbergwerk in dem benachbarten Porko, sehr bald abgeschafft, und in den Namen la Plata verwandelt. Sie liegt in einer mäßigen Ebene, um und um mit Bergen von mittlerer Höhe umgeben, wodurch sie gegen die Beschwerlichkeiten der Orkane gesichert ist. Das Klima ist sehr milde, und der Winter wird blos durch den anhaltenden Regen und durch häufige Ungewitter unangenehm. Die Häuser, die den Marktplatz einschließen, sind zwei Stockwerke hoch, mit Ziegeln gedeckt, sehr geräumig, und fast alle mit Obst- und Lustgärten versehen, die aus dem Brunnen, womit die Stadt versehen ist, befeuchtet werden. Die Anzahl der Einwohner erstreckt sich auf 14000, und die Stadtobrigkeit besteht, wie in andern Städten, aus Regidoren. Das vornehmste Gericht darin ist die königliche Audienz, die 1559 errichtet wurde, und aus dem Präsidenten, fünf Räthen, einem Fiskal, und einem so genannten Beschützer der Indianer besteht. Nächst diesem ist auch ein Inquisitionsgericht und das Domkapitel in der Stadt, das aus eben den, auch in andern bischöflichen Städ-

ten des Reichs gewöhnlichen Mitgliedern besteht. Die Kathedralkirche hat 3 Hallen, ist geräumig und schön gebaut, und mit vergoldetem Schnitzwerk und herrlichen Gemälden geziert. Eine Menge andrer Kirchen und Klöster, so wie auch die Universitätsgebäude, (denn auch hier ist eine Akademie, obgleich von geringer Erheblichkeit) gereichen ebenfalls der Stadt zur wahren Zierde. Die Zeit, wo dieser Ort zum Bisthum gemacht wurde, fällt ins Jahr 1551, bis er 1608 zum Sitze des Erzbischofs erhoben ward.

Die zweite berühmte Stadt des Erzbisthums, Potosi, liegt am Fuße eines Berges, der denselben Namen führt, und ist wegen ihres Silberbergwerks, als des reichhaltigsten in der Welt, bekannt. Sie hält 2 Stunden im Umkreise, ist mithin eine der größten in Peru. Sie wird von 10,000 Spaniern und Creolen bewohnt, die im Ueberfluß, Ueppigkeit und Wollust leben. Die Menge der Indianer und Fremden, die der Bergbau dahin zieht, ist unzählbar, so wie der Reichthum der Privatpersonen und die Schätze der Kirchen unermeßlich sind. Die ganze Gegend um die Stadt ist durchaus unfruchtbar, und bringt kein einziges der nöthigsten Lebensbedürfnisse hervor. Es wächst weder Getreide, noch Obst, noch Gras; Silber ist das einzige Erzeugniß; dennoch aber sind alle Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden, die aus allen Provinzen herbei gebracht werden. Dieser Umstand macht sie nächst Lima zur größten Handelsstadt von Peru. — Ausser den

Arbeitern, die zu dem Bergbau beständig gebraucht werden, müssen die benachbarten Provinzen noch alle Jahr eine bestimmte Anzahl Indianer liefern, die von Spaniern zu dieser Arbeit gezwungen werden. Dies Silberbergwerk zu Potosi unterscheidet sich durch seine Dauer ganz charakteristisch von allen übrigen Bergwerken in Peru. Es ist wahr, man entdeckt bald hie bald da im Lande neue Gruben; die alten erschöpfen sich aber, oder man läßt sie liegen. Dann verändern sich die Städte und Dörfer, die man um ihrentwillen erbauete, mit ihnen, sie bestehen nur so lange, als die Ader ergiebig ist. In demselben Verhältniß, wie diese Ergiebigkeit abnimmt, vermindert sich der Wohlstand der Städte, die Einwohner ziehen allmählich von dannen, die Stadt wird wüste und verfällt, bis sie endlich ganz verschwunden ist. Allein die Schätze von Potosi scheinen ewig zu währen, und es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, ihr Grund und Boden sey ganz von Silber. Denn nachdem dieses Bergwerk die Welt schon in einer ununterbrochenen Reihe etlicher Jahrhunderte bereichert hat, ist es dennoch bis auf den heutigen Tag eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums. Man will zwar behaupten, daß in den neuern Zeiten die Gruben weniger Ausbeute geben, als vorhin; doch kömmt dies wahrscheinlich weniger von einer wirklichen Erschöpfung der Silberadern, als vielmehr von der großen Tiefe her, die mehr Arbeit und Kostenaufwand erfordert, so daß jetzt der Gewinn nothwendig sich verringern muß. —

Nichts trägt übrigens zur unmerklichen Entvölkerung von Peru mehr bei, als diese unterirdischen Schätze. Sie halten die Einwohner von den zwei gewissesten und reichsten Quellen der Bevölkerung und des innern Wohlstandes, den Manufacturen und dem Ackerbau, gänzlich ab, und nöthigen sie blos zur Gewinnung und Bearbeitung der Silbererze, wodurch in kürzerer Zeit mehrere Tausende aufgerieben werden, die sonst durch ihr längeres Leben und Wirken der Welt noch mehrern Nutzen gestiftet haben würden. Nicht weit von Potosi gibt es einige warme Bäder, die von den Bewohnern der Stadt fleissig besucht und benutzt werden.

Das Bisthum la Patz,

das erste unter den fünf Bisthümern der Audienz Charkas, ward im Jahre 1606 dadurch zu einem bischöflichen Sitz erhoben, daß es von la Plata, womit es bis dahin verbunden gewesen war, abgesondert wurde. Es begreift die übrigen 6 Corregimienter unter sich, die nach Verhältniß ihrer Lage an Klima und Fruchtbarkeit unter einander sehr verschieden sind. In den meisten derselben aber gibt es reichhaltige Goldgruben. Stark bevölkert ist das Gebiet dieses Bisthums aber nicht; es gibt große Landstrecken, die ganz wüst, unangebaut und menschenleer sind. Dies ist besonders der Fall mit dem Distrikte, in welchem die

Residenzstadt la Patz selber liegt. In einer Entfernung von mehrern Meilen in der Runde sieht man keinen einzigen andern Ort, als diesen, ohngeachtet die Gegend bei mäßiger Kultur eine ansehnliche Menge von Bewohnern ernähren könnte. Diese Stadt La Patz ward auf Veranstaltung des bekannten letzten Eroberers von Peru, Piedro de la Gaska, angelegt, damit, wegen der großen Entfernung zwischen Arequipa und la Plata, (die 170 Meilen beträgt) zur Sicherheit des Handels ein Spanischer Platz vorhanden seyn möchte. Im Jahre 1548 machte man mit ihrer Erbauung in dem Thale Pakasas den Anfang. Dies Thal wird durch einen mittelmäßigen Strom bewässert, dessen Wasser durch die von den Gebirgen herunter kommenden Bäche und Quellen gebildet und vermehrt wird. Diese Gebirge, die Kordilleras, liegen nur 12 Meilen von der Stadt entfernt, daher das Klima in und um der Stadt sehr gemäßigt ist. In dem fruchtbaren Thale, worin sie liegt, wächst Zuckerrohr, Koka und Mais, in den waldigen Gegenden desselben aber viel Zimmetrinde, und in dem Dickigt seiner Wälder halten sich viele wilde Thiere auf. Die Stadt ist von mittelmäßiger Größe, und fast ganz mit Bergen umgeben. Wenn der Fluß, der durch das Thal hinströmt, von dem Bergwasser oder vom geschmolzenen Schnee aufschwillt, so reißt er größere und kleinere Felsstücke mit sich fort, in denen sich oft Goldadern finden. Auch ist der Sand des Flusses, den er alsdann bei sich führt, nie von Goldkörnern leer. — Die Regie-

rung der Stadt besorgt der Corregidor mit seinen Zugeordneten. Ausser der Bischöflichen und der Stadtkirche gibt es noch drei andre Kirchen, auch verschiedene Mönchs- und Nonnenklöster darin.

Das Bisthum Santa Crux de la Sierra

ist das zweite unter den Bisthümern der Audienz Charkas. Diese Provinz gehört nicht mit unter die Corregimienter, sondern bildet eine eigene Statthalterschaft. Ohngeachtet ihr Gebiet von nicht geringem Umfange ist, so wohnen doch nur sehr wenige Spanier darin. Den größten Theil besitzen noch die ersten Urbewohner, die Chikitos, Chiriguanos und andre unbekannte Stämme. Die Hauptstadt dieser Statthalterschaft, Santa Crux, die ohngefähr 80 Meilen von la Plata entfernt gegen Morgen liegt, hat ein gemäßigtes Klima, ist aber nicht sonderlich stark bewohnt. In dem Thale, worin sie erbauet ist, wachsen allerhand Früchte, und aus den Wäldern bekommen die Einwohner Honig und Wachs von den wilden Bienen, die sich hier in Menge aufhalten. Mit diesen Artikeln treiben sie einen starken, sehr einträglichen Handel. — Im Jahr 1606 ward auch hier ein Bisthum errichtet, doch wohnt der Bischof selten hier, sondern hat seinen gewöhnlichen Aufenthalt in der

kleinen Stadt Miske Pokona, die 80 Meilen von Santa Crux entfernt ist.

Das Bisthum Tukuman

macht ebenfalls eine eigene, abgesonderte Statthalterschaft aus, die sich von Norden nach Süden auf 200, von Westen gegen Osten aber auf 100 Meilen weit erstreckt. In diesem ansehnlichen Distrikt liegen vier Städte: San Jago, San Miguel, Talavera und Cordua; in der letztern hat der Bischof nebst dem Statthalter seinen Sitz, doch pflegt dieser nicht selten seinen Wohnsitz in der kleinen Stadt Salta aufzuschlagen. — Da die ganze Provinz größten Theils in der gemäßigten Südzone liegt, so ist das Klima weder zu kalt noch zu warm, und die Früchte gedeihen sehr gut. In Norden und Westen ist sie sehr gebirgigt, dennoch aber überall fruchtbar, wo es Wasser gibt. In Süden hingegen ist plattes, trockenes und sandigtes Land mit vieler Waldung. Hinter diesen Wäldern nach Norden zu, sind ansehnliche Thäler und Ebenen mit den schönsten Viehweiden, die jedoch durch kein anderes Wasser, als durch das, was in den Vertiefungen vom Regen stehen bleibt, bewässert werden.

In den von den Spaniern noch unbewohnten südlichen Gegenden wohnen noch eine Menge un-

bekannter Indianischer Völker, unter denen die beiden Nomadischen Stämme, die Molutschen und Pueltschen, die bekanntesten sind. Jene sind in drei besondere, diese aber in mehrere andere Völkerschaften abgetheilt. Alle aber sind sehr starke, wohlgemachte, unerschrockene Menschen, nicht sehr groß, aber ausserordentlich stammhaft. Die ehemaligen blutigen Kriege mit den Spaniern, der Brantewein und die ihnen mitgetheilten Kinderblattern haben ihre Anzahl ziemlich verringert. Dem ohngeachtet sind sie noch immer das Schrecken der Spanier, die alle mögliche Vorsicht anwenden, sie nicht gegen sich zu erbittern.

Auch in dieser Provinz besitzen die Spanier sehr einträgliche Goldbergwerke, dennoch aber würde Salpeter eine eben so ergiebige Quelle des Gewinns seyn, wenn er mehr gekannt und gebraucht würde. Denn ein erstaunlich großer, 250 Meilen langer und 40 bis 50 Meilen breiter, Landstrich ist lauter Salz- und Salpeterland. Ueberdem sind alle Flüsse und Quellen in diesem Erdstriche mehr oder weniger salzig, und nach jedem Regen schießt die Erde vom Salpeter ganz weiß an, und ist damit oft wie mit einer Kruste überzogen. Die Kälte des Bodens ist den Füßen äußerst empfindlich, und man würde alsdann mit leichter Mühe den reinen Salpeter in Menge einsammeln können.

Der Hauptfluß, der die Provinz durchströmt,

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

ist der Rio dolze, der aus den nordwestlichen Gebirgen kömmt, und sich in die südlichen Salzseen ergießt. Dieser Fluß überschwemmt, wie der Nil, alle Jahre das Land, und macht es fruchtbar. Eine große Menge von Fischen zieht zu gewissen Zeiten mit dem Strom, welche die Spanier Zubalas nennen. So lange deren Wandrung dauert, sieht man bei dem gemeinen Manne kein andres Essen.

Unter die merkwürdigen Gewächse, die diese Provinz hervorbringt, gehören folgende: Der Algarowa, ein Baum von der Stärke einer mittelmäßigen Eiche. Man hat davon dreierlei Arten, die den Indianern insonderheit sehr nützlich sind. Auf der erstern stärksten Art wachsen Früchte, von denen sie einen sehr nahrhaften Brei kochen, den sie mit Mais vermischen und Anapa nennen. Auch kneten sie das klebrigte Mehl dieser Baumfrüchte in Kuchen, Patays genannt, zusammen, und heben sie zum Gebrauche auf. Die fleischigen Hülsen werden zerstoßen, und mit kaltem Wasser befeuchtet. In diesem Zustande läßt man das Ganze 24 Stunden lang gähren, woraus eine starkberauschende Chika entsteht. Die zweite Art soll in Ansehung ihrer Blätter, Blüthe und Früchte der wahren Egyptischen und Arabischen Akazie gleich kommen. *)

*) Die wahre Akazie oder der Egyptische Schlehenbaum liefert unsern Apotheken den ächten Akaziensaft.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Aus den dunkelrothen, fast braunen Hülsen der dritten Sorte brauen sie einen Trank, der ein vortreffliches Mittel gegen ansteckende Krankheit ist. — Der Caacibalsam wird von einem Baume gleiches Namens, theils durch Einschnitte, theils durch Kochen der Blätter und Zweige, gewonnen, ein Balsam, der die wirksamsten Heilkräfte besitzt. — Der große und schöne Baum Molie oder Mulli wächst auf den Feldern ohne die geringste Kultur. Seine Blätter sind breit und immergrün. Die Frucht sieht den Weintrauben nicht unähnlich, und wird durch Kochen und Gähren zu einer sehr stark berauschenden Chika von den Indianern benutzt. Ein Rausch von diesem Getränk soll mehrere Tage anhalten. Die Kohlen, die von dem Holze dieses Baums gebrannt werden, sind von ganz vorzüglicher Güte, fangen sehr schnell Feuer, und brennen, ohne angeblasen zu werden, immer fort, bis sie völlig in Asche verwandelt sind. — In den nördlichen Ebenen der Provinz Tukuman wächst der weisse und rothe Quiabrabacho oder Axtbrecher, von seiner erstaunlichen Härte so genannt. Die Blätter und das Holz des erstern sind dem Bux-

Er wird aus den Schlehenähnlichen Früchten des Baums gepreßt, dick gekocht, dann in Täfelchen geformt und ausgehoben. Eben dieser Baum liefert auch das Arabische Gummi. In Egypten, im ganzen heissesten Erdstriche von Afrika, selbst in den dürresten Sandwüsten, und auch in Arabien, sind ganze Wälder dieses Baums anzutreffen.

baum ähnlich, und nur nach dem Kerne zu hat das Holz eine röthliche Farbe. Die zweite Art hat Blätter wie Taxus, und ein blutrothes Holz, das, wenn es verarbeitet ist, dem rothen Marmor völlig gleicht. Soll es verarbeitet werden, so muß dies im grünen Zustande geschehen, denn sobald der Baum trocken geworden ist, zerspringen alle Aexte und alles Arbeitszeug an seinem harten Holze. — Pfirschen und Feigen wachsen hier in Menge wild, doch werden sie auch von den Spaniern, die mit ihren getrockneten Früchten handeln, hin und wieder gezogen. — Eben so wächst an dem Fuße der Gebirge, in der Nähe der Stadt Cordora, eine Staude, deren Blätter, auf Chinesische Art zubereitet, dem eigentlichen Chinesischen Thee nichts nachgeben sollen, ohngeachtet diese Amerikanische eine von dem Chinesischen ganz verschiedene Theestaude ist. — Der größte Handelsartikel der hiesigen Einwohner ist Honig und Wachs, das ihnen die wilden Bienen in der Nähe des Flusses Salado liefern.

Das Bisthum Paraguay

ist gleichfalls eine besondere Statthalterschaft, deren Gebiet sich gegen Osten bis an Brasilien, gegen Westen bis an Tukuman und an die übrigen Provinzen der Audienz Charkas, gegen Süden bis an Patagonien und den Aethiopischen Ozean erstreckt. Es liegt größten Theils in der

gemäßigten Südzone, und nur ein kleiner Theil des nördlicher liegenden Viertels erstreckt sich bis in den heissen Erdgürtel. Man theilt es in das westliche und östliche Paraguay, und von dem letztern besitzen auch die Portugiesen einen kleinen Strich. Zwischen diesen und den Spaniern zugehörenden Landschaften gibt es weitläuftige Länder, die noch in den Händen der Eingebornen sind. — Der Boden ist im Ganzen, zumal in den Thälern, sehr fruchtbar, hin und wieder aber gibt es auch große Distrikte, die voller unzugänglicher Moräste sind. — Der Hauptfluß, der das Land an der westlichen Seite bewässert, ist der große Strom Rio de la Plata oder Silberfluß. Er kömmt aus Norden herunter, nimmt in seinem Laufe mehrere beträchtliche Ströme, unter andern den Parana, den Rio Salado und den Uraguay auf, und heißt nun erst, unterhalb dieser aufgenommenen Flüsse: Rio de la Plata, oder wie ihn die Indianer nennen: Parachuay. Der Name dieses Stroms hat von jeher die lächerliche Hoffnung veranlaßt, daß in seinen Gegenden große Schätze von Gold und Silber vorhanden wären, da doch keins von beiden, auch keine Edelsteine in ganz Paraguay gefunden werden.

Der erste Entdecker dieses Landes war der Engländer Sebastian Cabot, der aus Unzufriedenheit mit seinen Landsleuten in Spanische Dienste getreten war, wo er bis zum ersten Befehlshaber der Spanischen Flotte empor stieg, und

als solcher eine Reise nach den Moluckischen Inseln durch die Magellanische Meerenge unternahm. Weil aber eine Rebellion auf den Schiffen entstand, so erreichte er das Ziel seiner Reise nicht, sondern segelte in die Mündung des la Plata ein, und fuhr bis zum Parana, legte hier verschiedene Schanzen an, und nahm den fruchtbaren und schönen Landstrich, den er auf dieser Fahrt 1526 entdeckte, für die Spanier in Besitz. Diese legten in der Folge die Städte Assumtion und Ricia, in derer ersterer der Bischof und Statthalter residiren, nebst verschiedenen Flecken und Dörfern an; die Jesuiten aber breiteten sich in dem übrigen Lande aus, und stifteten unter den Eingebornen eine Menge Missionen oder Colonien, die für diese sowohl, als für die Spanier, von großem Nutzen waren. Die Einrichtung dieser Colonien (die zum Theil noch jetzt bestehen, ob sie gleich seit der Aufhebung des Jesuiterordens eine Veränderung erlitten haben) war ganz nach ihren Bedürfnissen berechnet, und bestand etwa in Folgendem: Eine jede Mission in Paraguay hatte, gleich den Städten und Flecken in Spanien, ihren Gouverneur, ihre Regidoren und Alkalden. Der Governador ward von den Indianern selbst gewählt, und von dem Pfarrer bestätigt. Ihm sowohl, als seinen Untergeordneten, war es untersagt, einen Indianer zu bestrafen, wenn nicht dem Pfarrer zuvor sein Verbrechen zur Beurtheilung vorgelegt war. Vor der Bestrafung hielt der Pfarrer eine Anrede an den Schuldigen, worin er ihm mit aller Sanftmuth sein Unrecht vor-

hielt, um ihn dadurch von der Gerechtigkeit seiner Bestrafung zu überzeugen, die nur sehr selten das Leben betraf. Ein jeder Ort hatte sein eigenes Zeughaus, worin alle kriegerische Waffen aufbewahrt wurden, in deren Gebrauch sich an bestimmten Tagen alle jungen Leute sorgfältig üben mußten. In jedem Orte war eine Schule, worin Unterricht im Lesen, Schreiben, in der Musik und in andern nützlichen Kenntnissen gegeben wurde. In dem Hofe der Pfarrwohnung waren Werkstätte für Maler, Bildhauer, Zimmerleute, Tuchmacher u. s. w. errichtet, worin täglich unter Aufsicht des Cuadjutors für die Bedürfnisse des Orts gearbeitet, und den Lehrlingen Anweisung gegeben wurde. Die Kirchen waren nett gebaut, geräumig, und mit vielen Zierrathen versehen. Selbst die Häuser der Indianer waren bequem und reinlich eingerichtet, bestanden mehrentheils aus gebrannten Steinen, und waren insgesammt mit Ziegeln gedeckt. Jede Kirche hatte ihre Kapelle, worin die musikalischen Instrumente aufbewahrt wurden, auch hatte jede ihre eigenen wohlunterrichteten Sänger. Der öffentliche Gottesdienst ward mit eben der Pracht, wie in den bischöflichen Kirchen, gefeiert. So hatte auch jeder Ort sein Beaterium, ein Haus, worin übelberüchtigte Weibspersonen gebracht wurden, in welches sich aber auch andre Weiber, in Abwesenheit oder bei dem Tode ihrer Männer, aufnehmen ließen. Zum Unterhalt dieses Hauses sowohl, als zur Unterstützung der Armen und Waisen, wurde ein gewisses Getreidefeld von den

Einwohnern unentgeldlich bearbeitet. Damit es aber auch den Indianern an nichts fehlen möchte, was zur ordentlichen Verrichtung ihrer Arbeiten gehörte, so waren die Pfarrer gehalten, sie mit Eisenwerk und allen nöthigen Arbeitsgeräthschaften zu versorgen. Hatte ein Indianer irgend etwas hievon nöthig, so ging er zu dem Pfarrer, und gab ihm für das Nöthige Wachs oder andre selbst erzeugte Waaren. Dies, was der Pfarrer von dem Indianer erhielt, durfte er nicht behalten, sondern mußte es dem Superior der Mission überschicken, der es zu Gelde machte, und dafür neue Geräthschaften ankaufte. Jeder Ort hatte seinen Priester, und dieser noch zwei Gehülfen von seinem Orden. So oft einer der ersten abging, mußten dem Governador drei andre vorgestellt werden, aus denen er einen wählte, der gleich darauf von dem Bischof zum Priester geweihet wurde. Diese Priester waren nicht blos zum Dienst der Religion bestellt, sondern sie achteten auch auf den Feldbau, und waren in den Schlachthäusern zugegen, worin das Fleisch zum Unterhalt aller Familien des Orts vertheilt wurde. Diese Verrichtungen und die übrigen Geschäfte ihres Amts ließen ihnen für sich keine Zeit übrig. Ihre Gehülfen mußten daher die Kinder an gewissen Tagen in der Woche öffentlich in der Kirche unterrichten. Dies waren die Hauptgrundsätze, die bei den Jesuitischen Missionen in Paraguay statt fanden, wodurch sie sowohl auf moralische als politische Ausbildung der Ureinwohner so wohlthätig wirkten, und ihren Landesleuten,

den Spaniern, den gewissesten Nutzen für die Zukunft zusicherten.

So arm das Land an Metallen und Edelsteinen ist, so vielen Reichthum bietet es dem fleissigen Colonisten in seinen Produkten aus dem Pflanzen- und Thierreiche an. Die einträglichste Frucht, die hier gebaut wird, ist der Paraguaische Thee, der von ganz vorzüglich gutem Geschmack, aber dabei von der besondern Eigenschaft ist, daß er für einen langen Transport nichts taugt, und seine ganze Kraft und Lieblichkeit verliert, ehe er nach Europa kömmt. Er wird daher blos in Amerika verbraucht. Eben so häufig wird die Tabackspflanze gebaut, mit deren getrockneten und zusammen gerollten Blättern weit und breit ein sehr einträglicher Handel getrieben wird. Nicht minder beträchtlich ist der Gewinn, den die Colonisten aus der Viehzucht erndten. Es gibt Meiereien, deren Besitzer gegen 100,000 Stück Rindvieh auf die unermeßlichen Weiden treiben, deren Fleisch, Milch und Häute für sie eine sichere Quelle des reichlichsten Gewinnes wird, und selten verläßt ein Schiff den Hafen zu Monte Vieto am Ausflusse des la Plata, das nicht wenigstens von 30,000 Ochsenhäuten für Europa befrachtet wäre. Eben so ergiebig ist die Pferdezucht. Die Pferde stammen alle von den sieben oder acht Pferden ab, welche die Spanier zuerst ins Land brachten. Diese haben sich in der Zeit von etlichen 100 Jahren so erstaunlich vermehrt, daß jetzt ganze Ebenen von 200 Meilen

Flächeninhalt mit herumirrenden Pferden bedeckt sind, von denen man sich so viel zueignen kann, als man will. Sie sind daher auch sehr niedrig im Preise, und das stärkste, zahmgemachte Arbeitspferd kostet nicht mehr, als höchstens 2 Thaler. Auch Maulthiere werden in großer Menge gezogen, von denen alle Jahr gegen 80,000 Stück in andre Peruanische Provinzen geschickt werden. Eben so beträchtlich ist die Schafzucht. Doch wird ihre Wolle, die der eigentlichen Spanischen an Güte wenig nachgibt, blos für Peru und dessen Einwohner bearbeitet. Dieser überaus starken Viehzucht und dem großen Ueberflusse an wilden Ochsen und Pferden schreibt man es zu, daß die Spanier das Land nicht besser anbauen, weil dadurch die jetzt unermeßlichen Weideplätze allmählig verringert, und also die zahllosen Heerden des wilden und zahmen Viehes nothwendig vermindert werden müßten.

Das Bisthum Buenos Ayres

ist das fünfte und letzte in der Audienz Charkas, und macht, wie die drei vorhin genannten Bisthümer, ebenfalls eine besondre Statthalterschaft aus, deren Gebiet gegen Osten an die östlichen und südlichen Küsten, gegen Westen an Tukuman, gegen Norden an Paraguay und gegen Süden an die Magellanischen Lande stößt. Fast mitten hindurch strömt der la Plata, an dessen

linkem Ufer die Hauptstadt des Bisthums, Buenos Ayres (sonst: Nuestra Sannora de Buenos Ayres, erbaut im Jahr 1535 von Pedro de Medoza) und Santa Fe, am rechten Ufer aber die Koloniestadt Sacramento, die Städte los Corintes und Monte Vieto liegen. Jene Hauptstadt des Bisthums erhielt ihren Namen wegen des anmuthigen Klimas, das dort herrscht. Die Jahrszeiten wechseln hier eben so regelmäßig, als in Europa, nur ist die Witterung im Winter nicht Kälte, Schnee und Frost, sondern nur häufige Regenschauer und starke Gewitter. Im Sommer wird die Hitze durch kühle Winde gemäßigt. Die großen, schönen, Ebenen, in deren Mitte die Stadt liegt, halten viel Gras, und sind Ursache an der starken Viehzucht, die da getrieben wird. Auch fehlt es nicht an Wildpret und Fischen und an den wohlschmeckendsten Baumfrüchten. Die Stadt selbst besteht aus 3000 Häusern von gebrannten Steinen. Ganz nahe dabei ist ein Fluß, an dessen Seite eine Festung aufgeführt ist, worin der Statthalter seinen beständigen Wohnsitz hat. Der Bischof aber residirt in der Stadt.

An der nördlichen Grenze dieses Bisthums ziehen noch jetzt Schaaren von Nomadischen Völkerschaften umher, die ihre Wohnsitze bald in dem eigentlichen Paraguay, bald in Buenos Ayres eine Zeitlang aufschlagen, je nachdem ihnen die eine oder die andre Gegend zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse bequem dünkt. Die bekanntesten

und zahlreichsten dieser Nomaden sind die Payaquas, die Abiponer und die Quaranter. — Die Payaquas sind furchtbar, groß und stark. Die untere Lippe durchbohren sie, und stecken ein Stück Holz oder Metall, das ihnen bis auf die Brust reicht, in die Oeffnung. An eins der Ohren binden sie einen großen Geierflügel, beschmieren die Haut mit einem rothen Safte, und bemalen den Leib mit allerhand Farben. Ihre Geschicklichkeit auf dem Wasser ist erstaunlich groß. Mitten im stärksten Strom wagen sie sich in Kähnen mit ihrer Familie auf Flüsse. Stürzt ihr Kahn um — welches aber sehr selten geschieht — so setzen sie sich auf die umgekehrte Seite, bis sie an einen bequemen Ort kommen, wo sie ihn wieder umkehren können. Stürme mögen toben, Gebirge von Wasser mögen sich über sie hinwälzen, — der Payaqua rudert kaltblütig fort, und trotzt dem allen; denn so wenig ein Fisch im Wasser ertrinkt, so wenig ersäuft ein Payaqua. Er schwimmt eben so leicht, als jener, unter dem Wasser hin, stürzt sich in die tiefsten Schlünde der Flüsse, bleibt eine Zeitlang darin, und kömmt nach einer guten Weile mit einem Fische, den er unter dem Wasser gefangen hat, wieder hervor. Zu ihren weiten, beschwerlichen Reisen bedienen sie sich der Pferde, die sie in Menge haben.

Die Adiponer, ebenfalls eine berittene Völkerschaft, sind von einnehmender Gestalt, regelmäßiger Gesichtsbildung, und haben beinahe die

Züge der Europäer. Ihre Farbe fällt ins bräunliche, ist aber sehr weit von der dunklern Farbe der Mohren und Mulatten entfernt. Sie haben kleine schwarze Augen, mit denen sie sehr gut in der Nähe und Ferne sehen können. Ihr Wuchs ist schlank und schön, ihr Kinn ohne Bart. Wenn ja einem von ihnen einige Haare am Kinn hervor sprossen, so werden sie sogleich ausgerupft; dasselbe geschieht auch mit den Augenbraunen. Ihr Haupthaar ist dick, schwarz und lang, und alle Morgen müssen die Weiber es ihren Männern einflechten, wobei ein Bündel Borsten von einem wilden Schweine oder der Schwanz eines Ameisenbären die Stelle des Kammes vertritt. Sie verunstalten sich durch allerlei Zeichnungen, die sie mit Dornspitzen auf den Leib reissen, und mit Asche schwarz und unauslöschlich machen. Je mehr sie sich Aehnlichkeit mit den Tigern geben können, für desto schöner halten sie sich. An verschiedenen Stellen des Leibes machen sie Oeffnungen in die Haut, und stecken Straussenfedern hinein, auch tragen sie diese sogar an den Lippen und in den Nasenlöchern. Die erwachsenen Mädchen lassen sich allerhand seltsame Figuren ins Gesicht und auf den Leib ätzen. — Die Mannspersonen sind breitschultrig, nervig, stark von Körper, und gegen alle Witterung abgehärtet. Sie sind gesund, kennen wenig Krankheiten, und genesen von denen, die sie befallen, ohne alle Arzenei. Nach einer gehabten großen Erhitzung stechen sie sich mit einem Messer oder einem scharfen spitzigen Holze tief in die Waden,

und lassen eine Menge Blut heraus laufen. Selten werden sie kahl, und nur sehr spät grau. Hundertjährige Greise schwingen sich schnell auf rasche Pferde, sitzen Tagelang in der stärksten Sonnenhitze darauf, klettern des Honigs wegen auf die höchsten Bäume, reisen in Kälte und im Regen ohne Bedenken fort. Ihr Gesicht und Gehör ist im höchsten Alter vortrefflich, ihre weissen Zähne bleiben unbeschädigt. Aber als Jünglinge sind sie auch sehr mäßig und keusch. Die Mütter säugen ihre Kinder selbst, und erziehen sie sehr hart. Die vielen Leibesbewegungen und das kräftige Fleisch, das sie essen, trägt auch viel zu ihrer Stärke und Gesundheit bei. Salz genießen sie äußerst wenig. So starke Esser sie aber auch gewöhnlich sind, so können sie doch, wenn es seyn muß, den Hunger sehr lange aushalten. Brunnenwasser trinken sie nicht, sondern das eben nicht angenehme Wasser aus Flüssen und Morästen. Von Gott wissen sie nichts; aber einen bösen Geist verehren sie als ihren und der Spanier Stammvater, der diesen prächtige Kleider, Gold und Silber, ihnen aber hohen Muth, Stärke und Gesundheit zum Erbtheil hinterlassen habe. Dieser Glaube ist Ursache, daß Zauberer bei ihnen in dem größten Ansehen stehen. Regenten haben sie nicht, sondern bloße Anführer bei ihren Streifzügen. Auf diesen Zügen reiten Männer und Weiber, nehmen ihr Gepäck und ihre Kinder mit auf die Pferde, und eine große Menge Hunde sind ihre Begleiter. Die Kleidung ist blos das Werk der Weiber, und beide Ge-

schlechter sind wenig darin unterschieden. In ihrem Umgange sind sie gesellig und höflich, in Reden und Handlungen sehr keusch und züchtig, doch aber nicht von aller Zanksucht frei; denn nicht selten entstehen über Kleinigkeiten blutige Händel unter ihnen, an denen auch die Weiber den lebhaftesten Antheil nehmen. Niemals reisen sie, ohne ihren mit Pfeilen gefüllten Köcher mitzunehmen, und stets tragen sie in der rechten Hand den Bogen, in der linken aber einen Pfeil oder Wurfspieß. Ihre ersten Pferde haben sie den Spaniern geraubt.

Die Quaranier unterscheiden sich von den Abiponern durch nichts, als daß sie sehr starke Fresser sind, so daß — wenn anders die Reisebeschreiber nichts übertrieben — ein einziger Quaranier im Stande seyn soll, ein mittelmäßig großes Kalb in etlichen Stunden mit allem Appetit zu verzehren. Von ihnen sind die Meisten Christen geworden.

Die Provinzen Quito und Maynas.

Das große und weite Land Quito, das zu den Zeiten der Ynka's ursprünglich mit zu dem eigentlichen Peruanischen Reiche gehörte, unter dem Ynka Huayna-Capak aber davon abgesondert, und dem Atahualpa als Königreich gegeben wurde, stand seit den ersten Zeiten der Spanischen

Niederlassungen unter der Hauptstadt von Peru, Lima, und unter der Gerichtsbarkeit des dortigen Unterkönigs. Im Jahre 1718 aber wurde nach Santa Fede de Bagota, in Neugranada, ein Unterkönig gesetzt, Quito aus der Gerichtsbarkeit seines bisherigen Unterkönigs genommen, und dem neuen übergeben, die bis dahin etablirten Audienzen in der Hauptstadt des Landes und in andern großen benachbarten Ländern, die dem neuen Unterkönig unterworfen wurden, hörten von der Zeit auf. Weil aber die Erfahrung lehrte, daß diese aufgehobenen Gerichtshöfe in den Städten und Distrikten, wohin sie gehörten, ohne große Unbequemlichkeit der Einwohner nicht entbehrt werden konnten, (denn nun hatten diese nach den beiden Audienzen zu Lima und Santa Fe einen ganz außerordentlich weiten und beschwerlichen Weg) so wurde im Jahre 1722 alles wieder auf den vorigen Fuß gesetzt, und die beiden Audienzien zu Panama und Quito wieder hergestellt; doch blieb das Land Quito selbst unter der Regierung des Unterkönigs von Santa Fe. Endlich im Jahre 1739 ward auch dies wieder abgeändert, Quito wurde der Gerichtsbarkeit, sowohl des Unterkönigs zu Santa Fe, als des zu Lima, entzogen, bekam seine eigenen Statthalter und seine eigene Verfassung, die nach dem Muster der Peruanischen geformt war.

Die Grenzen dieses ansehnlichen Landes lassen sich auf folgende Weise bestimmen: Die Westseite desselben stößt ans Südmeer, die Nordseite an

Popayan, die Ostseite an das sogenannte Amazonenland und an Brasilien, die Südseite an die Landschaft Maynas, und die Südwestseite an Peru.

Da das Land mitten unter der heissen Zone, also grade unter dem Aequator liegt, so würde die Hitze durchaus unerträglich seyn, wenn nicht der Boden des Landes von ganz ungewöhnlicher Höhe, und überdem ungemein gebirgigt wäre. Dieser Umstand aber macht das Land zu einem der angenehmsten, herrlichsten Länder in der Welt, das eines ewigen Frühlings genießt. Seine Annehmlichkeiten würden noch weit größer seyn, wenn es nicht häufigen Erdbeben und Ueberschwemmungen ausgesetzt wäre. In den minder hohen Gegenden, z. B. zwischen den Flüssen Yupura in Norden und den Maranhon in Süden ist das Klima schon viel drückender, die Luft ist heiß, feucht und ungesund, und besonders für die Körper der Europäer verderblich. — Eine doppelte Reihe der Kordilleras zieht sich durchs Land, unter denen der Chimborasso, (der höchste unter allen bekannten Bergen) der ehemalige Vulkan Pichmiha und der Cayambe unmittelbar unter dem Aequator sich auszeichnen.

Die Gegend um die Hauptstadt des Landes Quito (das Thal von Quito genannt) ist die höchste Ebene, so wie die Stadt die höchste auf der Erde. Sie liegt an einem Abhange des

Pichmiha, und ruht mit ihren Häusern größtentheils auf Schwibbögen, die über die Vertiefungen, die der Berg an seinem Fuße hat, und die von seinen ehemaligen Feuerauswürfen herrühren, erbauet sind. Dies ist denn auch die Ursache, daß fast alle Strassen krumm, hügeligt und unansehnlich sind. Uebrigens steht sie, so wie sie jetzt gebaut ist, noch auf demselben Platze, den sie vor den Zeiten der Spanier hatte. In einer geringen Entfernung von der Stadt ziehen sich zwei ansehnliche Ebenen, wovon die südliche drei, die nördliche zwei Meilen lang ist, immer näher zusammen, und bilden zuletzt einen engen Weg durch die Gebirge, und auf diesem Wege liegt die Stadt. Diese beiden Ebenen sind mit den schönsten Landgütern besetzt, die den anmuthigsten Anblick geben.

Der vornehmste Platz in Quito ist der Markt; er ist viereckig, und rings mit den schönsten Gebäuden umgeben. Auf der einen Seite steht die Hauptkirche, auf der andern der Pallast der Audienz, diesem gegenüber liegt das Rathhaus, und der Hauptkirche gegenüber der bischöfliche Pallast. Mitten auf dem Markte ist ein schöner Springbrunnen. Die vier Hauptstrassen an den vier Ecken des Markts sind breit und grade; die übrigen Strassen sind krumm und höckerig. Außer diesem Hauptmarkte sind noch zwei andre, und außer diesen noch verschiedene kleinere Plätze befindlich, an denen Mönchs- und Nonnenklöster liegen, unter denen das Franziskanerkloster wegen

seiner vortrefflichen, prachtvollen Bauart hervor sticht. In der Stadt ist außer der Audienz auch noch eine Universität, ein Inquisitionsgericht, mehrere andre Untergerichte und das Domkapitel. Von der Audienz, dem höchsten Gericht des Landes, kann man bei vorkommenden Streitigkeiten nur an den Rath von Indien appelliren.

Die merkwürdigsten Städte und Oerter in den verschiedenen Distrikten dieser Audienz sind folgende: St. Miguel d'Ibarra, die auch der Provinz, worin sie liegt, den Namen gegeben hat. Sie liegt in einer großen Ebene, die durch zwei Flüsse, welche durch sie hinströmen, fruchtbar gemacht wird. Der Boden, worauf die Stadt steht, ist morastig und weich, so daß viele Häuser allmählich tiefer einsinken. Die Zahl ihrer Einwohner, sowohl Spanier als Creolen und Mulatten, beläuft sich auf 10 — 12,000, die vielen Kloster- und andern Geistlichen mitgerechnet. Nicht weit von dieser Stadt ist ein, in der Geschichte der Ynka's berühmter, See, welcher das Grab vieler tausend Peruaner geworden ist, indem der bekannte Ynka Huayna-Capak einst die sämmtlichen Bewohner dieses Landes, wegen ihrer ihm bewiesenen Treulosigkeit, hinrichten, und in das Wasser werfen ließ, das zum Andenken dieser Scene Yaguar Cocha oder Blutsee genannt wurde.

In dieser Provinz gibt es eine Menge wilder Esel, die von den Einwohnern auf folgende Weise ge-

jagt und eingefangen werden. Es versammelt sich ein möglichst großer Trupp Jäger, theils zu Pferde, theils zu Fuße, und jagen mit großem Getöse diese Thiere in ein Thal, so enge als möglich, zusammen. Sobald diese Thiere merken, daß sie rings von Menschen eingeschlossen sind, suchen sie sich zu retten. Kaum hat einer von ihnen eine Oeffnung gefunden, die er benutzt, als ihm auch die andern nachfolgen. Diesen Augenblick müssen die Jäger in Acht nehmen, um ihnen ein Netz vorzuhalten, in welches sie sich verwickeln, und verwirrt über einander zu Boden stürzen. Sind sie auf diese Art gefangen, so bindet man ihnen die Vorderbeine, doch so, daß sie noch nothdürftig gehen können. Um sie desto besser zu transportiren, bindet man sie auch mit zahmen Eseln zusammen. — So lange diese wilden Esel ihre Freiheit haben, sind sie äusserst verwegen, schlagen und beissen, was sie erreichen können, und sind so schnell im Laufen, daß selbst das beste Pferd nicht im Stande ist, sie einzuholen: aber bei der ersten Last, die man auf ihren Rücken legt, verlieren sie Geschwindigkeit und Muth, und nehmen das langsame, dumme Wesen an, was sie von andern Thieren unterscheidet. So lange sie frei sind, können sie kein Pferd leiden, und sobald sie eins auf dem Felde nicht weit von ihrem Aufenthalte erblicken, eilen sie truppweise hinzu, fallen es mit vereinten Kräften an, und beissen es so lange, bis es todt niederfällt. Geht man in der Nähe ihrer Aufenthaltsörter vorbei, so wird man ganz taub von

dem unangenehmen Concerte ihrer Stimmen, die noch dazu durch das Echo in den Gebirgen tausendfältig wiederholt werden.

Der große, volkreiche Flecken Otabalo ist der Hauptort des Distriks gleiches Namens. Die Anzahl seiner Bewohner, die aus Indianern und Creolen bestehen, beläuft sich auf 20,000. Die Lage dieses ansehnlichen Orts ist äusserst reizend, Grund und Boden sehr wohl angebaut, die Zeugfabriken köstlich und in großer Menge; man macht hier baumwollene Tücher, Bettvorhänge, damastne Bettdecken u. d. g. — Gerste und Weitzen wird aber nicht gesäet, wie bei uns, sondern man macht Löcher in die Furchen, und wirft 5 — 6 Körner hinein. Man versichert, daß diese, obgleich etwas langweilige, Manier die Eigenthümer durch eine desto reichlichere Erndte hinlänglich entschädige.

Catakunga ist die Hauptstadt in dem Distrikte gleiches Namens. Am Ende des 17ten Jahrhunderts brachte ein Erdbeben fast alle Einwohner desselben ums Leben. Die Steine, womit jetzt Häuser und Kirchen wieder aufgebauet sind, sind so locker und leicht, daß sie auf dem Wasser schwimmen. Der Kalk dringt vortrefflich hinein, und diese Leichtigkeit, nebst der geringen Höhe der Gebäude, scheint das Leben der heutigen Einwohner, im Fall eines ähnlichen Unglücks, mehr in Sicherheit zu setzen. Man bekömmt diese ausgebrannten Steine aus den Steinhaufen, wel-

che die feuerspeienden Berge auswerfen. Der Berg Cotopaxi, der nur 6 Stunden davon entfernt liegt, öffnete sich mit großer Heftigkeit zu der Zeit, da die Spanier dies Land einnahmen. Seitdem hat er sich mit noch größerer Gewalt entzündet. Das Getöse eines im Jahr 1744 erfolgten Ausbruchs soll man auf 100 Stunden weit gehört haben. Das Wasser, das sich von dem Gipfel des Berges herabstürzte, prallte in der Ebene verschiedene Male an, und sprang, ehe es sich gleichförmig ausbreitete, über Köpfe vieler Menschen weg, ohne sie zu berühren, wodurch ihr Leben gerettet wurde. Man versichert, die Flamme sey damals über 1800 Fuß in die Höhe gestiegen, und habe große Felsenbänke auf mehr als 3 Stunden weit geworfen, welche noch jetzt redende Zeugen einer Begebenheit abgeben, die fast alle Wahrscheinlichkeit zu übersteigen scheint. Man sieht eins dieser Felsstücke, größer als eine Indianische Bauernhütte, mitten auf der Ebene, neben der hohen Landstrasse. Die Asche wurde bis ans Meer, über 80 Stunden weit, geworfen, und in einem Umlaufe von 10 —12 Stunden war das ganze Land damit bedeckt, so daß man nicht die geringste Spur von etwas Grünem sehen konnte. Diese Aschendecke dauerte länger als einen Monat, und eine erstaunliche Menge Vieh kam dabei ums Leben.

Almagro, der, wie wir wissen, einer der ersten Eroberer von Peru war, legte den Grund zu der Stadt und dem Distrikt Riobamba,

und einige angesehene Spanische Familien, die nach der Eroberung des Landes dahin gekommen waren, fanden Vergnügen, sich in dieser Stadt niederzulassen. Die dasigen Sitten und Gebräuche sind eben so, wie die der Einwohner zu Quito, die ihren Ursprung aus Spanien haben, und sich bis jetzt stets durch Heirathen zusammen halten. Der Stadtrath besteht aus Regidoren von edlen Familien, und aus ihnen wählt man jährlich die Alkalden durch einmüthige Stimmen der Bürgerschaft. Ein Vorrecht, das sonst in der ganzen Audienz nicht angetroffen wird; auch kann nur eine einzige widrige Stimme die ganze Wahl vernichten.

Luenza, der Hauptort von dem Distrikt gleiches Namens, würde wegen seiner Lage, wegen seines Ueberflusses an Wasser, wegen der Fruchtbarkeit des Bodens und seines stets heitern Himmels, die angenehmste Stadt in Peru seyn, wenn die unüberwindliche Faulheit der Einwohner alle diese Vortheile nicht vernichtete. Dies Laster geht aber blos das männliche Geschlecht an, denn die Weiber sind so fleißig, daß ihre Arbeit in Wolle, und die Farbe, die sie derselben zu geben wissen, den Unterhalt der Familie sichert, unterdessen die Männer in träger Unthätigkeit ihr Leben verträumen. — Nicht weit von einem Dorfe bei Luenza ist ein Hügel, wo aus verschiedenen starken Quellen ein so heiß kochendes Wasser sprudelt, daß Eier, die man hinein thut,

geschwinder hart werden, als über gewöhnlichem Feuer.

Die Stadt Guayakil, in dem Distrikt gleiches Namens, ist eine der ältesten Städte, welche die Spanier in Peru angelegt haben. Zuerst stand sie auf einem andern Platze, weil sie aber da von den Indianern war zerstört worden, wurde sie etwas weiter gegen Norden, an dem Ort, wo sie jetzt steht, an dem westlichen Ufer des Flusses Guayakil, wieder aufgebaut. Sie wird in die alte und neue Stadt eingetheilt, und beide haben, vermittelst eines Dammes, der etwa 1000 Schritte lang ist, Verbindung mit einander. Dieser Damm füllt die Vertiefung, die zwischen beiden Städten ist, aus, und auf beiden Seiten desselben stehen Fischerhütten und Wohnungen für die geringere Volksklasse.

Die Stadt Guayakil erstreckt sich längs dem Flusse dieses Namens auf eine halbe Stunde weit, ist aber nicht verhältnißmäßig breit, weil jeder hat am Wasser wohnen wollen, um theils die angenehmere Lage, theils die kühlen Winde, die im Sommer hier wehen, zu genießen. Die Häuser sind groß, aber ganz von Holz, und mit Stroh oder Schilf gedeckt, und haben alle nur ein Stockwerk. Die gebräuchlichsten Baumaterialien zu den innern Theilen eines Gebäudes, z. B. zu den Wänden, Decken und Geländern, sind bloße Rohrstäbe. Der ganze Unterschied in großen Häusern ist der, daß alles, statt von Rohr,

von Holz ist. — Um sich vor Feuersgefahr zu sichern, welche die Einwohner von Guayakil wegen der davon schon öfters empfundenen traurigen Wirkungen um so viel mehr zu befürchten haben, sind die Küchen nie in den Häusern, sondern in einem besondern Nebengebäude, 10 — 12 Schritte von den Häusern entfernt, mit denen sie durch einen unbedeckten Gang zusammen hängen, der in Form einer Brücke, aber so leicht gebaut ist, daß er bei dem geringsten Anfange der Feuersgefahr in einem Augenblicke kann weggerissen werden. Diese Feuersbrünste werden die meiste Zeit durch die Schwarzen veranlaßt, die, um sich an ihren tyrannischen Herren zu rächen, des Nachts Feuer auf die Dächer werfen, und oft ganze Quartiere damit in Brand stecken.

Der Boden, worauf die Stadt jetzt steht, ist zur Winterszeit weder für Menschen noch für Thiere brauchbar. Er ist nicht nur überall ganz kreiden- und kalkartig, sondern auch allenthalben so eben und gleich, daß das Wasser nirgends ablaufen kann, und der geringste Regen veranlaßt sogleich den tiefsten Koth. Man hat daher fast an allen Häusern eine Art von bedeckten Gängen angelegt, unter denen man trocken von einem Ort zum andern kommen kann; dem ohngeachtet aber ist man genöthigt, in den Regenmonaten breite Bretter quer über die Strassen zu legen, um nach den gegenüberstehenden Häusern zu kommen. Aber auch diese werden sehr bald so schlüpfrig, daß man bei jedem Tritte befürchten muß,

abzuglitschen, und in den Koth zu sinken. Im Sommer hingegen wird der Boden ganz trocken und hart, und man wird von keinem Staube beschwert. Doch hat die alte Stadt nicht die Unbequemlichkeit der neuen, weil sie auf einem mehr kiesartigen Boden steht.

Die Stadt wird durch drei Forts vertheidigt, von denen zwei an dem Flusse, das dritte aber hinter der Stadtmauer liegen, um den Eingang zu einem großen Hohlwege zu bedecken. Diese Forts sind nichts anders, als Blockhäuser, aus großen Stücken eines sehr harten Holzes erbaut, das keine Feuchtigkeit annimmt. Kirchen und Klöster sind von eben diesem Material, ausgenommen das Dominikanerkloster, das ganz von Stein ist, weil der Boden auf diesem Platze Festigkeit genug hat, Gebäude von dieser Schwere zu tragen. Die übrigen Kirchen, außer der Hauptkirche, gehören den Franziskanern, Augustinern, und ehedem auch den Jesuiten. Doch sind die Mitglieder aller dieser Klöster nicht sehr zahlreich, weil sie wenig Einkünfte haben. Denn hier zu Lande weiß man nichts, wie in Mexiko, von den andächtigen Freigebigkeiten, welche die Klöster reich und die Familien arm machen. — Die geistliche Regierung wird von einem Großvikar des Bischofs von Quito, der gemeiniglich auch Pfarrer der Stadt ist, besorgt. Die weltliche Gerichtsverfassung beruht auf dem Corregidor, den der König ernennt, und der alle 5 Jahre mit einem andern abwechselt. Die übrige

Regierungsform ist ohngefähr eben so, wie in dem ganzen übrigen Spanischen Amerika.

Man rechnet in Guayakil an Einwohnern wenigstens 20,000, mithin ist sie, nach Verhältniß ihrer Größe, eine der volkreichsten Städte in Peru. Die meisten Einwohner sind Europäer, die sich der Handlung wegen hier niedergelassen und verheirathet haben; die übrigen sind theils Indianer, theils Creolen. Diejenigen, die im Stande sind, Waffen zu tragen, sind in verschiedene Compagnien einer Bürgermilitz, zur allgemeinen Sicherheit, eingetheilt. Der Chef davon ist allemal der Corregidor; dieser hat einen Commandanten und einen Major unter sich, welche die Kriegszucht dieses Korps besorgen.

Zweierlei Dinge sind außerdem hier, die gleiche Aufmerksamkeit verdienen. Das erste ist dies, daß, ohngeachtet der Hitze des Klimas, die Haut der Eingebornen dennoch nicht so dunkel olivenfarbig aussieht, wie an den Bewohnern andrer, unter demselben Himmelsstrich liegenden, Länder. Das zweite: daß, ohngeachtet die Spanier hier nicht so weiß sind, wie andre nördliche Völker in Europa, ihre Kinder in Guayakil fast alle blond, und im Gesichte von ungemeiner Schönheit und Weisse sind. Dabei sind ihre Glieder schlank, der ganze Körper gut proportionirt, und dies gefällige Aeußere wird durch eine natürliche, ungezwungene Feinheit der Sitten in das schönste, angenehmste Licht gesetzt, so daß man mit Recht

die hiesigen Einwohner für das höflichste und interessanteste Volk von Amerika halten kann. Dieser Umstand gibt einer Menge von Fremden Veranlassung, sich hier zu verheirathen, ohne daß grade Eigennutz und Gewinnsucht den größten Antheil daran hätte. Blos die natürlichen und sittlichen Annehmlichkeiten des Frauenzimmers sind Ursache, daß so mancher thätige und reiche Jüngling sich hier niederläßt, und durch seine Betriebsamkeit seinen Theil zur Erhöhung des allgemeinen Wohlstandes mit beiträgt. Freilich sollte man aus dem ausgebreiteten Handel, den die Stadt treibt, den Schluß machen, daß ein unsäglicher Reichthum hier sichtbar herrschen müsse. Daß dies aber gar der Fall nicht ist, hat seinen Grund größtentheils in den vielen Plünderungen, und den häufigen Feuersbrünsten, welche die Stadt erlitten hat. Spekulative Köpfe, die blos den Erwerb des Reichthums sich zum Ziel ihrer Bemühungen gesetzt haben, können daher nicht sehr lange hier ausdauern, sondern begeben sich — wenn sonst nichts da ist, das sie zurückhält — entweder nach Lima oder nach Quito, wo sie ihre Neigung freilich besser befriedigen können.

Die Ufer des Flusses Guayakil sind ganz mit den reizendsten Landgütern und mit größern und kleinern Bauerhütten besetzt. Um von einem Hause an das andere zu kommen, bedient man sich kleiner Kähne, in deren Führung Alt und Jung eine große Geschicklichkeit besitzt, so daß sogar zehnjährige Mädchen sich allein in einen

solchen Kahn setzen, und mitten durch den schnell-sten Strom rudern. Aber das Holz, woraus diese Kähne gemacht sind, ist auch so leicht und weich, daß ein noch jüngeres Kind ein Stück von 12 Fuß Länge und 1 Fuß Breite ohne sonderliche Mühe wegtragen kann. Aus eben diesem Holze werden auch Flösse gemacht, die zu kleinen See-reisen, besonders nach der Insel Puna, dienen, die mitten in der Bay von Guayakil liegt. Eini-ge dieser Flösse sind zum Fischen, andre zum Transport der Waaren eingerichtet; noch andre, die mehr verziert und zur Bequemlichkeit einge-richtet sind, dienen ganzen Familien dazu, aus der Stadt auf ihre Landgüter zu fahren, und darin wieder zurück zu kommen. Diese Flösse sind keiner heftigen Bewegung auf den Flüssen unterworfen, und man findet auf ihnen eben die Bequemlichkeit, wie in den Häusern. Die größ-ten davon sind im Stande, gegen 500 Centner zu tragen; das Sonderbarste aber bei diesen schwimmenden Maschinen ist dies, daß sie Segel haben, und also die Indianer die den Europäern ganz fremde Kunst besitzen, den Flössen alle Wen-dungen eines ordentlichen Schiffs zu geben.

Der Fluß Guayakil ist so fischreich, daß die Fischerei allein einen großen Theil der Einwohner beinahe das ganze Jahr hindurch beschäftigt. Die Fertigkeit, mit welcher die Indianer hiebei zu Werke gehen, verdient Bewunderung. Einer von ihnen wirft einen Balken, von demselben Holze, woraus die Flösse bestehen, ins Wasser,

befestigt an dem einen Ende desselben sein Netz, und an dem andern steht er mit seiner Ruderstange. Er entfernt sich etwa auf eine halbe Stunde Weges vom Ufer, unterdessen ein Anderer, der ihm auf einem ähnlichen Balken nachfolgt, das Ende eines, an das Netz gebundenen, Stricks festhält. Die zwei Fischer kehren nach dem Ufer, wo ihre Kameraden sie erwarten, und ihnen beim Herausziehen des vollen Netzes behülflich sind. Nichts ist mehr zu bewundern, als die Geschicklichkeit, mit welcher sie das Gleichgewicht auf diesen wankenden Balken zu halten wissen. Die Bewegung des Wassers nöthigt sie, alle Augenblick ihre Stellung zu verändern, und alles mögliche Gegengewicht zu halten. Was die Schwierigkeit vermehrt, ist dies, daß die Fischer stets sowohl auf das Ruder als auf das Netz Achtung geben müssen, um es zur rechten Zeit an Land ziehen zu können. Zuweilen geschieht es freilich, daß ihr Fuß ausgleitet; weil sie aber unvergleichliche Schwimmer sind, so erreichen sie den Balken sehr bald wieder, und in einem Augenblick sind sie wieder in ihrer vorigen Stellung.

Die Insel Puna, die in dem Golf von Guayakil und im Gebiete der Stadt liegt, ist wegen des Grabes der schönen Capillana — der Geliebten des Pizarro und nachher des famösen Mönchs Valverda, der in der Folge erster Bischof von Peru ward — berühmt. Der Mönch flüchtete auf die Insel, um der Rache des Almagro zu entgehen, dem er wegen seines heftigen Fanatismus

mißfallen hatte. Als er aber auch hier entdeckt und überfallen wurde, halfen die Einwohner der Insel selbst mit, ihn zu tödten, und vollzogen dadurch die Strafe, die er für seine kalte Unmenschlichkeit an dem unglücklichen Atahualpa mit vollem Rechte verdient hatte. Die schöne Capillana war über den Tod ihres zweiten Geliebten beinahe untröstlich. Sie war eine Christin geworden, und hing mit ganzer Seele an dieser neuen Religion, oder vielmehr an denen, die sie dieselbe gelehrt hatten. Dies bewog sie, nach Puna zu ziehen, um hier am Grabe ihres Lehrers, der ihrem Herzen auch als Geliebter theuer war, ihren Thränen ungehinderten Lauf zu lassen. Der Gram verzehrte sie bald, und noch jetzt zeigt man nahe am Ufer eine Grotte, worin sie gestorben und begraben ist. Auch befindet sich in der Bibliothek des Dominikanerklosters zu Guayakil ein dickes Packet schriftlicher Aufsätze und Malereien, die von ihrer Hand seyn sollen, woran man jedoch mit Recht zu zweifeln Ursache hat.

Die Landschaft Maynas.

Die Grenzen dieser Landschaft, die wegen ihrer vielen Wüsten und Wildnissen bis jetzt nur sehr wenig bekannt ist, bestimmen gegen Westen die Cordilleras, gegen Norden der große Fluß Putumayo, gegen Osten, nach Brasilien

zu, der Fluß Yahuari, gegen Süden die Länder noch unbezwungener und unbekannter Völkerschaften.

Die ganze Landschaft liegt zwar im heissen Himmelsstrich, aber die vielen hohen und dicken Wälder, womit das Land viele hundert Meilen weit bedeckt ist, und die vielen Seen und Flüsse darin, die durch häufige Regengüsse entstehen, und eine gewaltige Menge von Dünsten aufsteigen lassen, verursachen eine kühle Witterung. Sturmwinde und Donnerwetter sind etwas gewöhnliches, Hagel etwas sehr seltenes. Aus Gewittern, wenn sie auch noch so heftig sind, machen sich die Einwohner nichts, weil noch kein Beispiel vorhanden ist, daß der Blitz Schaden gethan hätte. Der sogenannte Winter, oder die Regenzeit, währt vom Januar bis zum Mai, und wird zu Anfang des Junius durch einen sehr heftigen, kalten und trockenen Wind von Osten vertrieben. Dieser treibt zugleich eine ungeheure Menge mittelmäßig großer Fische, die unsern Aeschen ähnlich sehen, den Maranhon herauf. Die übrige Zeit heißt der Sommer. Wegen der benachbarten Vulkane, Cotopaxi, Pichmiha, Antisana, Tunguranua, Cayambe, Chimborasso u. a. leidet das Land sehr viel von Erdbeben. In der Regenzeit ist es fast ganz überschwemmt, und um von diesen Ueberschwemmungen nicht zu sehr beschwert zu werden, wählen sich die Einwohner ihre Wohnungen nur in den erhabenern Gegenden und auf den Anhöhen an den Flüssen, die in

unglaublicher Menge vorhanden sind. Alle Dörfer und alle Missionen, welche die Jesuiten hier errichtet haben, liegen auf solchen Erhöhungen.

Der größte Strom des Erdbodens, der Maranhon, durchströmt dieses Land auf mehr als 100 Meilen weit. — Der Boden ist ausserordentlich fruchtbar, nur ist er sehr thonigt und schwer. Daher darf denn auch das Unkraut nicht ausgegätet werden, weil er sonst, den Sonnenstrahlen zu sehr ausgesetzt, ganz steinhart und unfruchtbar werden würde. Große offene Felder, Wiesen und Aecker in den Ebenen, sieht man gar nicht, sondern nur überall nichts, als Wasser und Wälder; alle Dörfer der christlich gewordenen Eingebornen liegen an den Flüssen, und haben Waldungen im Rücken. An Gegenden, die, wie anderwärts, in Aecker, Wiesen, Thäler und Hügel abgetheilt sind, ist gar nicht zu denken.

An Mineralien hat das Land einen gänzlichen Mangel, und selbst die Kieselsteine, womit die Indianer Feuer anschlagen, müssen sehr weit hergehohlt werden. Das einzige unerschöpfliche Mineral ist das Salz, das in großer Menge zwischen Maynas und der Landschaft Lina ausgegraben wird, davon einiges schön weiß, andres aber röthlich und aschgrau ist. Die noch unkultivirten Ureinwohner kennen den Gebrauch desselben nicht, und selbst die christlichen Indianer sind sehr gleichgültig dagegen.

Unter den Pflanzen, die in den Dörfern gezogen werden, sind die nützlichsten: die Yukka, (Manior) Zuckerrohr, Ananas, Baumwollenstauden und Bataten. Andre Europäische Gartenfrüchte kommen theils nicht fort, theils tragen sie keinen Samen. Die Pflanze Bajuko, die in den Wäldern häufig wächst, gibt ohne alle Zubereitung die schönsten Stricke. Diese Pflanze schlingt sich, wie eine Schnur, an die höchsten Bäume hinan, und ist theils so dick, wie ein Finger, theils auch wie ein Bindfaden. Diese Schnur ist so fest und geschmeidig, als wenn sie von Hanf gedreht wäre, und die Stricke, die daraus gemacht werden, haben den Vorzug, daß sie nie verfaulen.

An den Ufern der Flüsse wachsen vortreffliche Cedern, aus deren Holz die Indianer ihre Kähne verfertigen, die ihnen, aus Mangel an den gehörigen Werkzeugen, unendliche Mühe kosten. Unter den Fruchtbäumen wachsen Citronen, Pomeranzen, Feigen und Kakaobäume am häufigsten, doch dient die letztere Frucht mehr den Affen, als den Menschen zur Speise. Indigo wächst ganz wild, und wird wie Unkraut betrachtet. Ausserdem gibt es noch verschiedene Farben- und Giftkräuter, wie z. B. die Muzuna, womit viel Unheil angerichtet wird.

An Thieren hat zwar das Land ebenfalls keinen Mangel; weil aber die Indianer wegen ihrer unstäten Lebensart — indem sie oft mit ihrer

ganzen Familie mehrere Wochen abwesend sind — kein Europäisches Zuchtvieh leiden mögen, so fehlen ihnen Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine gänzlich. Hühner und Cuyes (Meerschweinchen) lieben sie sehr, und bringen sie ihren Geistlichen zum Geschenk. Das Fleisch der letztern ist angenehm von Geschmack, ob es gleich nicht sonderlich gesund seyn soll. Das Fett hingegen ist äußerst heilsam bei Verwundungen. Diese Cuyes, so wie die Hühner, Hunde, zahme langgeschwänzte Affen und Papagayen sind ihre einzigen Hausthiere. Hingegen andre Gattungen von Affen, deren Fleisch sie sehr lieben, werden wie wilde Thiere gejagt. Sehr häufig sind hier auch die bekannten Vampyrs, (blutsaugende Fledermäuse) durch welche viele Menschen und Thiere im Schlafe getödtet werden. Nicht minder zahlreich sind die Leguans, Füchse, wilde Katzen, Tieger, und wilde Stiere, die aber trotz des Schadens, den sie auf den Feldern anrichten, dennoch nicht gejagt werden, obgleich dadurch die Indianer ein Nahrungsmittel mehr bekämen, und das Fleisch derselben sehr angenehm und nahrhaft ist. Aehnliche Verwüstungen, besonders auf den Yukkaplantagen, richtet ein Thier an, das zum Hirschgeschlecht gehört, und von den Spaniern Punchana genannt wird. Die Bildung dieses Thiers hat mit einem Dammhirsche die größte Aehnlichkeit, nur ist es ungleich kleiner. Seine Farbe ist auf dem Rücken aschgrau, und unter dem Bauche weiß. Der Hals, den das Thier erhaben trägt, der Kopf, die ganz dünnen Beine,

der kleine Haarbüschel statt des Schwanzes, seine große Schnelligkeit im Laufen, das alles gibt ihm die größte Aehnlichkeit mit dem Hirschgeschlechte. In den Seen und Flüssen des Landes gibt es außer den Manati's (Seekälbern) auch Wasserschildkröten, die oft einen Centner schwer, sehr wohlschmeckend und so häufig sind, daß ganze Völkerschaften überflüssig von ihrem Fleische, Fett und Eyern ihre Haushaltungen versehen können, obgleich Menschen und Thiere die erstaunlichsten Verheerungen unter ihnen anrichten. Fische fangen die Einwohner vermittelst der Angel und Pfeile, vorzüglich aber mit Hülfe des berauschenden Baums, dessen Gebrauch die Fischerei ausserordentlich erleichtert.

Die Bewohner der Landschaft sind theils Spanier, theils christliche Indianer, theils herumziehende Völkerschaften oder sogenannte Wilde. Zu den erstern gehören die von Madrit aus zur Regierung des Landes angestellten Personen, und die Geistlichen, welche die Indianer zum Christenthum zu bekehren suchen. Zu den christlichen Indianern gehören

1) die Maynas. Die Spanier wollten sie anfänglich mit Gewalt zur Dienstbarkeit zwingen. Um dieser zu entgehen, trieb sie die Verzweiflung zu den äussersten Mitteln, zur desperatesten Gegenwehr, und da diese nichts half, zum Selbstmord, wodurch denn diese Völkerschaft größten

Theils aufgerieben wurde, so daß sie jetzt nur noch zwei Dörfer bewohnt.

2) Die Xeberas, deren ohngefähr 2000 sind. Diese verfertigen die besten Blasröhre, aus denen sie kleine vergiftete Pfeile, die sie zur Jagd gebrauchen, mit vieler Gewißheit und Geschicklichkeit zu schießen verstehen. Diese Blasröhre sind auch ihr vorzüglichster Handelsartikel, und sind ihnen lieber, als Flinten. Ohngeachtet sie größten Theils Christen sind, so haben sie doch einen unüberwindlichen Haß gegen die Spanier, und ihre Wohnsitze am obern Maranhon sind so angelegt, daß die Spanier von hieraus nicht grade westlich durch mit Quito eine Communikation gewinnen können. Denn von Quito aus gehen nur drei Wege nach dem Maranhon, von denen nur einer für Pferde und Maulthiere, die beiden andern aber nur für Fußgänger brauchbar sind. Alle drei aber sind wegen der hier wohnenden Xeberas äusserst gefahrvoll und beschwerlich.

3) Die Andras, die aus 2 Stämmen und etwa 400 Köpfen bestehen. Zu ihnen gehören die Murates, durch welche die Spanier die Xeberas noch zu gewinnen hoffen. Diese und mehrere Völker wohnen auf der Nordseite des Maranhon. Sie machen aus feinem Bast eine Art von Zeug, Katscho-Bango genannt, welches auch von andern Völkern zu kleinen Zeltbetten begierig gesucht wird. Auf der Südseite des Maranhon wohnen die Yurimaguas und

Aissuaris in einem Dorfe. Diese Nationen aber sind, wie viele andre, größten Theils durch die Portugiesen in Brasilien entweder zu Grunde gerichtet, oder zerstreut. Die Weiber der Purimaguas sind durch ihre Malereien berühmt, die sie an ihren aus Kürbissen gemachten Trinkgeschirren anzubringen wissen.

Auf der Südseite des Maranhon ziehen noch viele Hirtenvölker herum, die man, da sie noch keinen Grad der Europäischen Kultur haben, mit dem Namen Wilde zu beehren pflegt. Unter diese gehören

1) die Urarinas in einem Dorfe gleiches Namens, ein Stamm, etwa 600 Köpfe stark. Sie sind unter allen ihnen ähnlichen Völkern das einzige, das nur dann und wann aus seinem Dorfe sich entfernt, und nach etlichen Wochen oder Monaten, wenn die Wanderung vollendet ist, wieder zurückkehrt. Sie sind eine gutmüthige aber träge Nation, die mit Matten und Zelttüchern von Bast handelt, die in diesem Lande, der vielen Mücken und insbesondere der Vampyrs wegen, jedem so unentbehrlich sind.

2) Die Yameos sind in besondre Zünfte eingetheilt, und ihre Hauptbeschäftigung ist, Hamakas oder Hängematten zu verfertigen. Sie bewohnen nur die dicksten Wälder, und nähren sich von der Jagd, in der sie sehr geschickt sind. Ihre Jagdgewehre sind dieselben, wie wir sie

schon bei den Xeberas haben kennen gelernt, nemlich lange Blasröhre, in welche kleine Pfeile von Palmenholz gesteckt werden, die, anstatt der Federn, mit einem kleinen Büschel Baumwolle versehen sind. Diese Pfeile schießen sie mit dem blossen Athem 30 bis 40 Schritte weit, und verfehlen ihr Ziel niemals. Die Spitzen dieser Pfeile sind mit einem so kräftigen Gifte bestrichen, das, wenn es noch frisch ist, das Thier, auch bei der allerkleinsten Verwundung, in weniger als einer Minute tödtet. Ihre Sprache ist ungemein schwer, und von so sonderbarer Beschaffenheit, daß viele Wörter gar nicht geschrieben werden können.

3) Die Omaguas, vormals eine mächtige Nation, die noch vor 150 Jahren die Inseln und Ufer des Amazonenflusses, ohngefähr 120 Meilen lang unterhalb des Napoflusses, folglich tief ins Amazonenland hinein, bewohnten. Die Spanier aber haben solche Verheerungen unter ihnen angerichtet, daß jetzt nur noch ein kleiner Stamm von ihnen übrig ist. Sie wissen besonders in dem elastischen Gummi zu arbeiten, und daraus Spritzen und Pumpen zu verfertigen. Sie geben dem Harze die Gestalt einer ausgehöhlten Birne, mit einem kleinen Loche oben am Ende, in welches sie eine hölzerne Röhre einpassen. Die Höhlung füllen sie mit einer Flüssigkeit aus, und wenn sie das Ganze zusammen drücken, so entsteht daraus eben die Wirkung, wie bei einer Spritze. Diese Maschine ist bei ihnen sehr

stark im Gebrauch. Wenn sie sich zu irgend einem Feste versammeln, so bietet der Wirth allezeit einem jeden seiner Gäste eine solche elastische Pumpe zum Gebrauche an, und jeder bedient sich derselben dazu, sich vor der Mahlzeit das Gesicht zu bespritzen.

4) Die Peras sind die geschicktesten Giftmischer. Das Gift, das sie bereiten, wird aus mehr als dreißigerlei Wurzeln, Kräutern und Rinden gemacht, und ist ganz unschädlich, so lange es nicht das Blut berührt. Ist das aber der Fall, so ist das schleunigste Gegenmittel Salz oder Zucker oder Urin. Sie bedienen sich dieses Giftes aber nur zur Jagd, nie gegen ihre Feinde. Es tödtet das Thier bei der kleinsten Verwundung auf der Stelle, ohne daß jedoch dessen Fleisch dadurch vergiftet würde. Sonst haben diese Peras noch die seltsamsten Gebräuche. Sie durchstechen sich Nasen und Lippen, und schmükken sie mit Thierknochen aus. Ihre Backen sind wie ein Sieb, voller durchbohrter Löcher, in welche sie, wie in ein Futteral, bunte Federn von allerhand Vögeln stecken. Ihre Ohren sind durchbohrt, und durch hineingesteckte, allmählig immer vergrößerte, Walzen so sehr erweitert, daß der Oberlappen bis auf die Schultern herab hängt. Ihr größter Schmuck ist, daß sie diese Oeffnung mit einem großen Blumen- oder Federbusch anfüllen, der ihnen statt des Ohrrings dient.

Außer diesen jetztgenannten Wilden gibt es freilich noch mehrere an der Südseite des Maranhon, die man aber theils noch gar nicht, theils noch zu wenig kennt, um einige Nachrichten von ihrer Lebensart geben zu können.

Ueberhaupt aber findet man in der ganzen Landschaft Maynas jetzt nur noch schwache Ueberreste von jenen zahlreichen Nationen, die ehemals diese Gegenden bevölkerten. Von manchen dieser großen Völker sind kaum noch 100 Familien, von manchen auch wohl nur 10 vorhanden, und noch jetzt werden ihrer immer weniger. Die Hauptursachen dieser immer zunehmenden Entvölkerung sind die Europäer, und sowohl die vielen Kriege, Menschenräubereien und andre gewaltthätige Unterdrückungen, als die vorher ganz unbekannten Europäischen Krankheiten, z. B. Fieber, Ruhren, Blattern u. s. w. haben die ungeheuersten Verwüstungen unter ihnen angerichtet. Die nomadischen Wilden sind in die dicksten Waldungen zurück gedrängt, und nahmen die Neigung zu berauschenden Getränken, die sie durch die Spanier kennen gelernt hatten, mit in ihre Wüsteneien. Viele dieser wilden Stämme sind noch nicht unterjocht, und stehen daher den Spaniern in ihren weitern Einrichtungen sehr oft im Wege.

Die meisten dieser Wilden bestehen aus schön gebauten Menschen beiderlei Geschlechts, die beinahe ganz nackt gehen. Einige nur hüllen sich

zum Theil in eine Art von grober Matte oder Tuch, andre bemalen sich, statt der Kleidung, mit rother oder schwarzer Farbe. Wieder andre haben von Natur eine scheckigte Haut, nemlich weisse Flecken auf olivenfarbenem Grunde. Noch aber gibt es, weiter nach Süden herunter, wilde Nationen, zu denen noch kein Europäer gedrungen ist.

Der Zustand derselben ist nach unsern Begriffen sehr kläglich, und eine Folge des gänzlichen Mangels an Erziehung. Sie haben wirklich viel Anlagen und Fähigkeiten, besonders zu mechanischen Arbeiten; sie lernen fremde Sprachen, Musik und Handwerke mit vieler Leichtigkeit, und wahrscheinlich liegt es nur an ihren Lehrern, den christlichen Missionarien, wenn sie bisher noch keine bessere Ausbildung erhalten haben. Man wendet nicht den gehörigen Fleiß und die rechten Mittel an, die Mängel der Erziehung zu heben, und gibt es dem unglaublichen Leichtsinn und der kindischen Unbeständigkeit allein Schuld, wenn die verkehrten Anstalten zu ihrer Veredlung nicht gelingen wollen.

Chili.

Dies große und schöne Land liegt von Peru gegen Süden, zu beiden Seiten der Kordilleras. Es grenzt also gegen Norden an Peru, gegen Osten an Paraguay, gegen Süden an Patagonien, gegen Westen an die Südsee. Seine Ausdehnung erstreckt sich von Norden nach Süden über 400, und von Westen nach Osten, das Andische Gebirge mitgerechnet, auf 80 Seemeilen, doch kömmt es an Größe den Reichen Mexiko und Peru nicht gleich. Ein Theil dieses großen Landes war durch die Ynka's bezwungen worden, die sich vorgenommen hatten, ihre Eroberungen nach Süden weiter auszubreiten; sie fanden aber bei den Eingebornen einen so tapfern Widerstand, daß sie ihren Plan aufgeben mußten.

Die Spanier machten die Entdeckung dieses Landes im Jahr 1535 unter Anführung des alten Almagro, des bekannten Nebenbuhlers von Franz Pizarro. Ohngeachtet Chili durch eine Wüste von 80 Stunden von Peru abgesondert ist, so ließ sich Almagro dennoch nicht abhalten, die Eroberung dieses Landes zu unternehmen. Er ging mit einem nach damaliger Art ansehnlichen Heere dahin, verwickelte sich aber so tief in die mit Schnee und Eis bedeckten Gebirge, daß beinahe die Hälfte seiner Armee vor Kälte erstarrte. Fünf Monate hernach fand man die Körper vieler Spanier noch in eben dem Stande,

als an dem Tage, wo sie gestorben waren, das heißt, stehend, gegen die Felsen angelehnt, den Zügel ihrer Pferde, die ebenfalls erfroren waren, in der Hand. Dem größten Theil derer, welche am Leben blieben, fielen die Finger und Zehen ab, und nach einem Marsche von 200 Stunden kamen sie in die Provinz Copiapo, als der ersten zunächst Peru. Sie wurden nach einigen Gefechten von den Eingebornen sehr gut aufgenommen, und hätten sehr leicht Kolonien hier errichten können, wenn die Peruanischen Unruhen, die unterdessen ausgebrochen waren, ihren Anführer nicht nach Cusko zurück gerufen hätten. Als Pizarro nach der Hinrichtung des Almagro einziger Herr von Peru geworden war, schickte er einen seiner Offiziere, Namens Valdivia, nach Chili, um das Unternehmen vollends auszuführen, das Almagro begonnen hatte. Valdivia machte in Chili verschiedene Einrichtungen, welche die Indianer, weniger mit ihm, als mit seinem Vorgänger zufrieden, etlichemale zu zerstören suchten. Der Krieg zwischen ihnen und den Spaniern wurde nun mit Lebhaftigkeit fortgesetzt, Valdivia aber versäumte keine Zeit, durch seine Soldaten das Land, das sie zu ihrem Unterhalte nöthig hatten, anbauen zu lassen. Er errichtete verschiedene Städte, davon er einer seinen Namen gab, und von dem Präsidenten Piedro de la Gaska erhielt er in der Folge die Bestätigung seiner Statthalterwürde, die ihm Pizarro schon vorher übertragen hatte. Die Folge dieser Eroberung von Chili gab Gelegenheit

zu sehr blutigen Schlachten. Fast alle Einwohner von Chili hatten sich gemeinschaftlich empört, und suchten das Spanische Joch abzuschütteln. Valdivia zog mit seinen Truppen gegen sie; weil aber die Partie zu ungleich war, so mußten die Spanier weichen, Valdivia selbst kam in einem Gefechte ums Leben, und zwei Drittheile seiner Krieger mit ihm.

Dieser kriegerische Geist der Völker von Chili hat in der Folge nie nachgelassen, und sie haben mit dem besten Erfolg alle ihre Kräfte aufgeboten, den Anwachs der Spanischen Kolonien zu verhindern, weswegen denn auch die Besitzungen der Spanier, nach Verhältniß der Größe des Landes, äußerst gering sind.

Klima und Boden.

Das ganze Chili liegt in der gemäßigtsten Südzone. Der auf der Westseite der Andischen Gebirge liegende Theil des Landes ist besonders sehr anmuthig, und hat ein so gemäßigtes und gesundes Klima, als vielleicht kein anderes Land in Amerika. Kälte, Schnee, ungestümes Wetter, Gewitter und Hagel sind da ganz ungewöhnliche und fast unbekannte Erscheinungen. In den höhern Gebirgsgegenden aber hören Frost und Schnee niemals auf.

Die Andes, welche hier außerordentlich hoch sind, und das Land in zwei Hälften, in Ost- und Westchili eintheilen, haben 14 feuerspeiende Berge, die durch ihre fast unaufhörlichen Auswürfe die Gefahr der Erdbeben sehr verringern. Viele von diesen Bergen, mitten in der Kette der Kordilleras, tragen die deutlichsten Spuren, daß sie, ohngeachtet ihrer ansehnlichen Höhe, dennoch ehemals Meersgrund gewesen sind, denn man findet auf ihnen unter der Oberfläche allerhand bekannte und unbekannte Seethiere versteinert. Ausserhalb der hohen Kordilleras laufen nach der Südsee zu niedrigere Gebirge von offenbar späterm Ursprung, den ihre parallelen horizontalen Schichten, die ganz von den perpendikulären Schichten der höhern Gebirge verschieden sind, dokumentiren. Die Lage dieser Schichten wechselt in den Bergketten höchst sonderbar ab, und man findet selten Spuren, daß sich die Massen nach ihrer spezifischen Schwere niedergelegt hätten. Inzwischen haben sie doch eine gewisse Regelmäßigkeit, streichen gewöhnlich von Süden nach Norden, also grade nach der Richtung, die noch jetzt der Strom der benachbarten großen Südsee hält. Die Krümmungen und Neigungen in den äussern Thälern und in den Thälern dieser Flözgebirge zeigen den lange fortgesetzten Aufenthalt und die Richtung des abfließenden Meeres ganz deutlich. Denn diese Krümmungen stimmen stets so genau mit einander überein, daß die ausspringenden Winkel der einen mit den ein-

wärtsgehenden der andern allemal richtig korrespondiren.

Der Boden von West-Chili ist wegen der Menge von mineralischen, besonders Salz- und Salpetertheilen so ausserordentlich fruchtbar, daß man gar nicht nöthig hat, ihn zu düngen. Allem Vermuthen nach ist der ganze Boden von West-Chili mit großen Höhlungen durchschnitten. Im Ganzen genommen ist er sehr thonigt, mürbe und mit vielen Seeprodukten vermischt, zum Beweise, daß hier ehemals Meersgrund gewesen, und daß sich die See von der Seite der Gebirge allmählig zurückgezogen, und dies schmale Land verlassen hat. Ost-Chili hingegen ist in der Nordhäfte morastig und voller Riedgras, in der Südhälfte hingegen waldig und voller Berge.

Mineralien.

Wegen der Menge kiesigter und salzigter Theile des Bodens hat das Land einen großen Ueberfluß an kalten und warmen mineralischen Wassern. Eine dieser warmen Quellen in den Gebirgsthälern führt vielen Schwefel bei sich, der sich in großer Menge rings um die Quelle ansetzt. Außerdem gibt es ganze Schwefelberge, wo er so rein gefunden wird, als man ihn durch irgend eine Zubereitung nur haben kann. Mit Schwefelkiesen ist überhaupt der ganze Boden von Chili

durchdrungen. Von den nutzbaren Erdarten, Steinen, Salzen, Erdharzen, Halbmetallen u. s. w. sind in Chili solche Vorräthe in den Bergen vorhanden, daß sie, eben wegen ihrer Menge und aus Mangel an Kenntnissen, von Leuten, die nach nichts, als nur nach edlen Metallen begierig sind, gar nicht geachtet werden.

Zweierlei Arten von Porzellanerde gibt es hier, die beide häufiger benutzt zu werden verdienten, als es wirklich geschieht. Die eine ist ganz schneeweiß, schlüpfrig, fett und äusserst fein. Die andre ist eben so fein, aber leicht und wohlriechend, und braun mit gelben Punkten. Aus dieser machen die Nonnen in den Klöstern der Hauptstadt Becher und andre Gefäße, die nachher bemalt und glasirt werden. In diesen Gefäßen erhält das Wasser einen äusserst angenehmen Geruch und Geschmack. Man bringt sie deshalb auch häufig nach Peru, und die Peruanischen Damen pflegen von diesen Gefäßen sogar ganze Stücke zu essen. — Von dem bekannten Marienglase findet man häufig Tafeln von 2 Fuß ins Gevierte, die sich in sehr dünne Scheiben spalten lassen. — Allerhand Marmorarten suchen an Härte und Glätte ihres Gleichen. — Bergkrystalle finden sich in so großen Stücken, daß man daraus Säulen von 6 bis 7 Fuß Höhe machen kann. Ganze Hügel der schönsten Amethysten stellen sich dem Auge dar, und Porphyrplatten von 8 und mehr Fuß Länge, regulär gestaltet und wie durch Künstlerhand polirt, stehen in großen

Schichten und Lagen zerstreut; Berge vom rein-
sten Steinsalz in mächtigen Würfeln krystallirt,
Salmiak, Salpeter und Alaun im Ueberflusse.
Reiche Quecksilbergruben sind vorhanden, werden
aber gar nicht bearbeitet. Eisenstein gibt es in
großer Menge; weil aber im ganzen Spanischen
Amerika kein anderes Eisen, als das aus Europa
dahin gebrachte, verarbeitet werden darf, so
bleibt derselbe unbenutzt. Von Kupferbergwerken
bearbeitet man nur die, welche von 50 Centnern
Erz die Hälfte Kupfer geben. Das Kupfer über-
trifft an Vortrefflichkeit alles andere in der Welt,
und hält sogar noch Gold in sich. An Silber
ist das Land gleichfalls sehr reich, es wird aber
nur an wenig Orten gegraben, weil dies mehr
Kosten erfordert, als das Gold. Eine Grube
aber, die noch jetzt betrieben wird, liefert eben
den Ertrag, als die reichste in Potosi. Andre
Minen sind noch reichhaltiger, und geben auf 50
Centner Silbererz wohl 1600 Speziesthaler rei-
nen Gewinn. — Ohne Gold ist kein Berg; auch
findet man Goldstaub in dem Sand der Flüsse,
worunter sich zuweilen Stücke von 15 Unzen auf-
halten. Das Chilische Gold ist das reinste in der
Welt, und man gewinnt davon jährlich beinahe
für 4 Millionen Speziesthaler, wovon die Hälfte
ausgemünztes Geld, das übrige aber in Körnern
oder größern Stücken aus dem Lande geht.

Die Spanier besitzen jetzt nur noch zwölf er-
hebliche Goldbergwerke; aus einigen mittägigen,
welche die allerergiebigsten waren, sind sie von

den Araukern vertrieben, und diese halten sie noch bis jetzt verschlossen. Man entdeckt die Goldadern oft nahe unter der Oberfläche der Erde beim Pflügen oder Graben, und diese geben bei mäßiger Mühe die reichlichste Ausbeute. Die hier angestellten Bergleute aber sind große Verschwender und Spieler. Sie achten kein Geld, verspielen in einer Nacht oft ansehnliche Summen, und leiden auch nicht, daß irgend einer von ihnen etwas sparsamer lebt.

Vegetabilien.

Da der Boden dieses Landes größten Theils sehr fruchtbar ist, so werden auch allerhand Getreide, Hülsenfrüchte aller Art, und überhaupt alle Feldfrüchte, die in Peru wachsen, im Ueberflusse gebaut und geerndtet. In einigen Gegenden ist der Erndteertrag 40 bis 50 fältig, in andern 70 bis 80 fältig, und in einigen sogar 100 bis 160 fältig. Außer den Feldfrüchten wächst auch Wein und Zuckerrohr, und beides geräth sehr gut. Die Kartoffeln werden nicht gebaut; sie wachsen wild auf den Feldern, und daher scheint es, als ob Chili ihr eigentliches Vaterland wäre. In den Wäldern wachsen die rothen Cedern zu einer erstaunlichen Höhe, und ihr Holz ist von einer so besondern Güte, daß die daraus gemachten Fässer das Wasser weit länger frisch erhalten, als Fässer aus anderm Holze.

Von Obstbäumen aller Art sind ganze Wälder, unter denen die herrlichsten Olivenbäume den ersten Rang einnehmen. — Ein ganz besonderes Kraut, Salzkraut genannt, bedeckt sich alle Tage mit runden Salzkügelchen, welche Perlen ähnlich sehen, die von den Blättern abgeschüttelt und statt des Salzes gebraucht werden. Die Blätter dieser Pflanze gleichen dem mittlern Basilikum. — Die Wurzel der Panke oder Panque gibt eine sehr schöne schwarze Farbe. Die Pflanze liebt nur feuchte Oerter, und verwelkt, sobald es ihr im geringsten an Wasser fehlt. Daher kömmt sie in diesen tiefen, schattigten und feuchten Gebirgsthälern am besten fort. Die Wurzel dieser Pflanze wird auch als Gerberlohe gebraucht, die Thierhäute gahr zu machen. Wegen ihres starken Geruchs aber können es die, welche sie zerstossen müssen, nicht über eine Stunde aushalten. Ueberdem ist diese Pflanze noch zu mehrern Dingen nützlich. Man macht aus ihrem Safte, den man auspreßt und kocht, eine vortreffliche Schreibtinte, die Schuster aber machen aus dem Holze derselben sehr dauerhafte Leisten. Das Mark des Stammes ist kühlend, und von einem säuerlichen angenehmen Geschmack, daher es die Landleute im Sommer gern als ein erfrischendes Mittel gebrauchen.

Thiere.

Der Thiere ist verhältnißmäßig eine kleinere Anzahl in Chili, als in dem übrigen Amerika. Amphibien gibt es wenig, vierfüßige Thiere kaum 36 einheimische Arten; Würmer, Insekten, Fische und Vögel aber gibt es mehr. Wespen sind gar nicht vorhanden, auch keine der beschwerlichen Mücken, womit so viele Gegenden in Amerika geplagt sind. An Fischen ist ein großer Ueberfluß; der Kabeljau ist in der Südsee in solcher Größe und Menge vorhanden, wie kaum um Terreneuve, der fischreichsten Insel in Nordamerika. So gibt es auch alle Arten von Wallfischen, die man in der Nordsee findet, hier im Südmeer, und diese haben an den Schwerdtfischen ihre gefährlichsten Feinde.

Die häufigen Vögel, groß und klein, ziehen zur Begattungszeit in die ungestörten Berggegenden, und kommen beim ersten Schnee in die Ebenen wieder zurück. Die große Kropfgans, oder der Chilische Pelekan unterscheidet sich von dem Asiatischen oder Ostindischen Pelekan dadurch, daß er einen sägeförmig ausgeschnittenen und nach der Spitze zu gekrümmten Schnabel hat. Er mißt übrigens, wie der andre, mit ausgebreiteten Flügeln 9 bis 10 Fuß.

Die Vikunna, die wir schon bei Peru und Mexiko kennen gelernt haben, tragen hier eine noch weit feinere vortrefflichere Wolle, und ihr

Fleisch übertrifft dabei das beste Kalbfleisch an Güte und Wohlgeschmack. — Das Rindvieh ist, seitdem die Spanier es hieher gebracht haben, in so großer Menge vorhanden, daß zwei Stück davon gewöhnlich nur drei Speziesthaler kosten. Mancher Eigenthümer hat davon Heerden von 10—20,000 Stück, wovon jährlich mehrere Tausend abgesondert, und zum Einsalzen für die Schiffe verbraucht werden.

Die aus Spanien mitgebrachten Schafe haben sich in Ansehung ihrer Wolle sehr veredelt; die Wolle ist viel weicher und weisser geworden, so wie an denen, die tiefer in die Gebirge geschickt wurden, wo sie sich mit den dortigen wilden Ziegenböcken paarten, die Wolle eine solche Länge, Feinheit und Güte erhielt, daß sie jetzt der Wolle der besten Angorischen Ziegen gleich kömmt.

Städte und ihre Merkwürdigkeiten.

Man rechnet in ganz Chili nicht mehr als 5 Städte von einiger Erheblichkeit, die alle am Ufer des Meers, oder doch nicht weit davon entfernt liegen.

Coquimbo, die älteste derselben, liegt am meisten nach Norden und am weitesten von dem

Meere. Sie liegt auf einer mäßigen Höhe, von welcher man den Hafen und die benachbarte Gegend entdeckt, unter ihr aber zieht sich ein kleines Thal hin, voll immer grünender Bäume, zwischen denen sich ein kleiner Fluß durchschlängelt, der die Einwohner mit Wasser versorgt. Die Strassen der Stadt sind zwar grade, aber ihre Unreinlichkeit und das elende Ansehen ihrer Häuser, die blos von Thon gebaut und mit Stroh gedeckt sind, geben ihr Aehnlichkeit mit einem blossen Dorfe. Der beste Theil der Stadt sind zwei Plätze, um welche Kirchen und Klöster stehen: überhaupt aber sind diese Plätze und die daran stossenden Strassen mehr mit Feigen- Orangen- und Palmbäumen, als mit Häusern besetzt. Die Engländer und Freibeuter haben die Stadt verschiedene Male geplündert und angesteckt, und seitdem ist sie nie wieder recht aufgebaut worden. In ihrer Nachbarschaft sind einige natürliche Sehenswürdigkeiten, davon die eine von der Art ist, daß man sie wirklich für ein Werk der Kunst halten sollte. Dies ist ein grauer Stein, glatt wie ein Tisch, worauf ein Schild und Helm in rother, tief in den Stein hinein gedrungener Farbe, vollkommen ähnlich gezeichnet sind. Um sich von der Wahrheit sicherer zu überzeugen, hat man den Stein an etlichen Stellen gebrochen, und ihn ganz mit derselben Farbe und Zeichnung durchdrungen gefunden. In eben der Gegend ist ein kleiner Platz, der die sonderbare Eigenschaft hat, daß alle, die darauf einschlafen, am ganzen Leibe geschwollen wieder erwachen, und einige Schritte

davon hört diese Wirkung auf. — Die umliegenden Thäler erzeugen auch eine Menge Wein und vortreffliches Oel; was aber die Spanier hauptsächlich als den wahren Schatz des Landes ansehen, sind die Gold- Silber- Kupfer- und Quecksilbergruben, die hier im Ueberflusse vorhanden sind.

Weiter nach Süden liegt der große volkreiche Flecken Valparayso, mit seinem schönen Hafen an der Südsee. Anfänglich war hier nur eine gewisse Anzahl von Vorrathshäusern, welche die Kaufleute von St. Jago hatten errichten lassen, um die Ladungen der Schiffe und das Fortschaffen ihrer Waaren nach Lima zu erleichtern. Nach und nach aber liessen sich viele Kaufleute mit ihren Familien hier nieder, und mehrere Bürger von St. Jago, die von der Bequemlichkeit des Platzes zur Handlung angelockt wurden, folgten ihrem Beispiele. Seit der Zeit vergrößerte sich dieser Flecken immer mehr, und ward mit Spaniern, Mulatten und Mestizen besetzt.

Der Ort wird durch ein Kastel vertheidigt, in welchem der Gouverneur seine Residenz hat. Die Nähe dieses Hafens mit der Hauptstadt — von der er nur zwei Stunden entfernt ist — ist Ursache, daß er so stark besucht wird. Die von Peru kommenden Schiffe bringen die Waaren mit, die in Chili fehlen, und diejenigen, welche sie wieder zu Valparayso laden, sind: Weitzen, Seife, Korduan, Tauwerk und getrocknetes Obst,

womit sie nach Lima wieder zurück kehren. In der Zwischenzeit der Abreise und Wiederkunft der Schiffe werden neue Waaren von St. Jago und den umliegenden Gegenden durch Maulthiere dahin geschafft, um die Vorrathshäuser von neuem anzufüllen. Auf diese Art ist hier ein immerwährendes Gewerbe zur See und zu Lande.

Die Stadt Conception war vormals die Hauptstadt von Chili. Jetzt hat sie freilich diese Ehre der Stadt St. Jago überlassen, doch mit dem Vorbehalt, daß der Präsident der Audienz da geblieben ist, der sich 6 Monate im Jahre wechselsweise in beiden Städten aufhalten muß. Diese Stadt Conception ist auch die Residenz des Maestre de Camp, eine Stelle, die man deswegen errichtet hat, um die Eingebornen, die stets bereit sind, sich gegen ihre Usurpatoren zu empören, im Zaume zu halten. Das Amt eines solchen Maestre de Camp besteht darin: die Schanzen und Festungswerke, die vom Ufer des Meers bis an die Gebirge angelegt sind, zu untersuchen, für ihre Vertheidigung zu sorgen, und sie mit hinlänglicher Besatzung, mit Vorräthen und hinlänglichem Geschütz zu versehen. Der Präsident besetzt diese Stelle, weil er die beste Gelegenheit hat, diejenigen zu kennen, die sich vorzüglich dazu qualifiziren.

Der Eroberer von Chili, Peter de Valdivia, legte im Jahr 1550 den Grund zu dieser Stadt an einem Orte, Penko genannt;

allein die unzufriedenen Indianer verheerten die Stadt bald darauf, und nöthigten die Spanier, sie zu verlassen. Diese erbaueten sie zwar von neuem, doch wurden sie abermals daraus vertrieben. Sie erbauten sie zum drittenmale, wurden wieder vertrieben, und erzwangen es, sie abermals in Besitz zu nehmen. Endlich erlitt sie im Jahr 1730 ein heftiges Erdbeben, wodurch sie gänzlich verwüstet, aber doch wieder aufgebaut wurde. Nach dieser Katastrophe sind die Häuser weit niedriger, aber doch schöner gebaut, als die alten, und jedes hat seinen Garten neben sich. Durch die Stadt fließt ein kleiner Fluß, der sich in den Meerbusen ergießt. Die vielen erlittenen Verwüstungen sind Ursache von der Dürftigkeit, die allenthalben hervor schimmert; die Kirche, der Bischof, das Domkapitel, die Mönche, kurz alles verräth eine augenscheinliche Armuth, als eine unausbleibliche Folge jener Verheerungen. Die Handlung ist mäßig, und besteht nur aus den Waaren des Landes. Die Gebräuche sind eben so, wie in Peru; es sind eben die Klassen von Einwohnern, eben die Regierungsform, nur nicht völlig die nemlichen Moden in den Kleidertrachten. Anstatt der anderwärts gewöhnlichen Spanischen Kleidung tragen die Mannspersonen ein Stück Zeug, zwei bis drei Ellen lang und zwei Ellen breit, mit einem Loche in der Mitte, durch welches sie den Kopf stecken. Dies Tuch hängt von allen Seiten herab, und man bedient sich desselben zu Pferde und zu Fuße. Die Armen ziehen es nie aus, als beim Schlafengehn,

und damit es sie an der Arbeit nicht hindre, schlagen sie es auf beiden Seiten bis über den Rücken in die Höhe. Diese Tracht ist selbst bei den Weibern üblich, die sich auch damit zu Pferde setzen, sie mögen von einem Stande seyn, von welchem sie wollen. Der einzige Unterschied besteht nur in dem Zeuge selbst, das nach Beschaffenheit des Ranges oder Reichthums mehr oder weniger fein ist.

In der Gegend um die Stadt gibt es gar keine Dörfer, aber desto mehr einzelne Meierhöfe, worin die Landleute abgesondert von einander wohnen. Der Boden ist hier einer der ergiebigsten, so daß die Getreidearten wohl hundertfältig tragen. Die Wiesen sind unvergleichlich, und man zieht sehr gute Pferde, welche ursprünglich aus Spanien gekommen sind. Man könnte eine noch ungleich größere Menge von Lebensmitteln ziehen, weil aber der Handel damit nur sehr eingeschränkt, und die Faulheit der Einwohner sehr groß ist; so bleiben die meisten Felder ganz unbebaut liegen. Dazu kömmt dies, daß das Land nach Verhältniß seiner Größe und Fruchtbarkeit nicht hinlänglich bevölkert ist. Daher denn auch jene fast unglaubliche Wohlfeilheit der Lebensmittel, vermöge welcher ein fetter Ochse gewöhnlich nicht mehr als 1 bis 2 Gulden kostet.

In der Mitte der großen und schönen Ebene von Mapocha, an einem Flusse gleiches Namens, drei Stunden vom Meere, in einer höchst

reizenden Gegend, nahe bei dem fruchtbaren Thal Chile (das dem ganzen Lande den Namen gibt) sieht man die Hauptstadt des Landes, St. Jago, liegen. Alle Strassen derselben sind schnurgrade, alle Häuser haben Gärten, alle Gärten können gewässert werden. Das Wasser aus dem Flusse wird durch Kanäle in alle Quartiere der Stadt geleitet, hernach in die Häuser vertheilt, und dadurch Reinlichkeit und frische Luft unterhalten. Der große Marktplatz in der Mitte der Stadt ist ein vollkommenes Viereck, das in der Mitte mit einer großen Fontaine versehen ist. Die vier Seiten geben die Ansicht von den Pallästen der Audienz, des Bischofs, und von weitläuftigen Kaufmannsläden unter Portikos. Das Uebrige dieser Hauptstadt besteht aus Gebäuden, die wegen ihrer Lage, Gleichförmigkeit und Bauart denen von Lima sehr gleich kommen. Weil man hier gleichfalls dem Erdbeben sehr unterworfen ist, so sind die Häuser sehr niedrig, und mit vieler Vorsicht erbaut. Die zahlreichen Kirchen, die reichen Klöster, die Gerichtshöfe, sind hier eben so, wie in allen großen Städten von Peru. Der Präsident der Audienz, der nur in sehr wenigen Fällen von dem Unterkönig in Peru abhängt, ist zugleich Statthalter und Generalkapitain von Chili. Während der 6 Monate, die er ausserhalb St. Jago zu Conception zubringen muß, verwaltet der Corregidor seine Stelle, und dieser hat bei dem Stadt- und Polizeirathe zu allen Zeiten den Vorsitz.

Valdivia, nach ihrem ersten Erbauer so genannt, ist eine auf der ganzen Küste am meisten nach Süden liegende Stadt. Ihr vortheilhafter Hafen hat die Spanier veranlaßt, Festungswerke hier anzulegen, und diese mit vielem Geschütze zu besetzen, um andern Europäischen Nationen das Einlaufen zu verwehren. Sie halten diesen Hafen für den Schlüssel zum Südmeer, und die Holländer, welche eben so denken, haben mehr als einmal den Versuch gemacht, sich hier festzusetzen. Sie nahmen ihn im Jahr 1643 weg; als sie aber hörten, daß man von Lima aus Schiffe abschickte, sie zu vertreiben, und sie durch Hunger und Krankheiten entkräftet waren, machten sie sich eiligst wieder davon.

Nach diesem Hafen werden alle Verbrecher von Peru und Chili gebracht, wo sie an den Festungswerken und andern öffentlichen Gebäuden arbeiten müssen. Von dieser Art Leute, die Verbrechen halber hieher verbannt wurden, hat die Stadt Valdivia ihre Einwohner bekommen, besonders seitdem die Eingebornen die erste Colonie der Spanier zerstört haben. Die Indianer, in der Gegend der Stadt, sind beherzte kriegerische Völker, die ihre Freiheit mit Nachdruck vertheidigt, und sich mit glücklichem Erfolge empört haben. Erbittert wurden sie durch die grausame tyrannische Regierung der Spanier, welche sie zwangen, unaufhörlich in den Bergwerken zu arbeiten. In einem Gefechte, das sie mit vereinten Kräften den Spaniern lieferten, gerieth Valdivia

in ihre Hände, und nun war sein Schicksal entschieden. Der gemeinen Sage nach gossen sie ihm geschmolzenes Gold in den Hals, und sagten dabei: „Stille nun deinen Durst nach diesem Metalle, nach welchem du so gierig gewesen bist.“ Nachher schleiften sie die Festung und verheerten die Stadt. Einige Zeit darauf ward sie aber, ein wenig weiter davon, an dem Ufer des Flusses wieder aufgebaut. Die Spanier, welche die Tapferkeit dieser Indianer kennen gelernt haben, gehen viel menschlicher mit ihnen um, als mit allen andern Amerikanern. Selbst diejenigen, welche gezwungen worden sind, sich zu unterwerfen, finden ihr Joch nicht so hart und unerträglich, als es im Anfange war, und beweisen damit, daß der Eifer, womit man seine Freiheit vertheidigt, wenigstens den Vortheil bringt, daß, wenn man sie zuletzt auch einbüßen sollte, man doch allezeit gelindere und weniger beschwerliche Bedingungen erhält. — Es gleichen diese Völker mehr den Wilden des nördlichen Amerika, doch aber sind sie weit menschlicher und gesitteter, als die von Mexiko und Peru.

Einwohner.

Diese sind theils Spanier, theils Neger, theils ursprüngliche oder Ureinwohner. Die beiden erstern sind uns hinlänglich bekannt, die letztern theilen sich wieder in freie und bezwungene Indianer.

Der Theil von Chili, den die freien Indianer inne haben, ist viel weitläuftiger, als der, den die Spanier besitzen, die eigentlich nur Herren der Küstenländer sind. Diese freien Indianer wissen von keiner eigentlichen Regierungsform; jede Familie ist für sich souverain und unabhängig. Ihre Angelegenheiten werden in allgemeinen Versammlungen vorgenommen, in denen die Mehrheit der Stimmen entscheidet. Ob sie sich gleich weigern, dem Könige von Spanien sich zu unterwerfen, so verstatten sie dennoch den Missionarien, zu ihnen zu kommen, und sie zu unterrichten. Die Gegenwart dieser Apostel hilft den Frieden zwischen beiden Nationen unterhalten, welches ohne ihre Vermittelung sehr schwer seyn würde. Denn, so sehr auch die Indianer für diese Priester eingenommen sind, so hassen sie doch die Spanische Regierung standhaft, und wenden alles an, ihrem Joche zu entgehen.

Die Missionarien bemühen sich, diese Indianischen Völker in größere und keinere Reli-

gionsgesellschaften zu vereinigen, sie an festgesetzte Wohnplätze zu gewöhnen, ihnen einen Geschmack an Ausübung bürgerlicher Gesetze beizubringen, und sie in den nothwendigsten Tugenden der Gesellschaft zu unterweisen. Diese Bemühungen haben aber alle noch nicht recht gelingen wollen. Die Indianer sind ein freies, herumziehendes Leben gewohnt, und können demselben nur mit der größten Mühe entsagen. In Ansehung der Religion, die man ihnen predigt, sind sie eben so geneigt, sie anzunehmen, als sie zu verlassen, oder besser, sie haben so gut als gar keine Religion. Man hat bei ihnen weder Tempel noch Götzen angetroffen. Dennoch hatten sie einige verworrene Begriffe von der Unsterblichkeit, die sie sich freilich nur ganz sinnlich dachten.

Diese so genannten wilden Indianer leben theils in den Gebirgen, theils in den Ebenen von Chili. Die erstern haben Zelte von Thierhäuten, die sie bei jeder Veränderung ihres Wohnplatzes mit sich fortnehmen. Die bekanntesten dieser Gebirgsbewohner sind die Chiquillaner, Pequencher und Puelcher. Die erstern sind die unkultivirtesten, und gehen beinahe ganz nackt. Die beiden andern hingegen hüllen sich in wollenes Zeug, das sie um den Leib winden, und sind unter den Ureinwohnern fast die einzigen, welche Schuhe tragen. Diese zu bekommen, streifen sie die Haut von den Hinterbeinen der Kühe ab, und ziehen sie ganz

frisch über den Fuß, damit sie dessen Form annehmen. Ihre Waffen sind Lanzen, hölzerne Säbel, und zwei runde Steine von etwa 6 Pfund, die mit Leder bedeckt, und an einem langen Riemen befestigt sind. Diese zwei Steine tragen sie beständig im Gürtel, um sich derselben sogleich gegen ihre Feinde bedienen zu können. Ihre gewöhnlichen Speisen sind: Bataten, Gerste, Mais, Pferde- und Mauleselfleisch. Ihr Getränk besteht aus einer Art von Cider, aus Aepfeln bereitet, die in den Thälern in großer Menge wachsen. Ihre Hütten, von Aesten zusammen geflochten und mit Häuten bedeckt, stehen nicht in Dörfern neben einander, sondern, wie es ihnen einfällt, verändern sie ihren Wohnplatz, und ziehen in andre Gegenden.

Die andern, die in den Ebenen wohnen, sind die Arauker, Huelcher und Cuencher, die unter sich aufs genaueste verbunden, und insgesammt Feinde der Spanier sind. Sie sind alle drei im Ganzen genommen von regelmäßiger Bildung, stark und gut proportionirt, so wie denn überhaupt der Mensch in Chili sich einer vorzüglichen Stärke und Gesundheit zu erfreuen hat. Sie sind ohne Bart, weil sie jedes Härchen, das sich zeigt, sogleich ausreissen. Ihre Haut ist hell olivenfarbig, ihr Haar schwarz und stark. Selten werden sie vor dem 70ten Jahre grau, nie kahlköpfig vor dem 100sten Jahre, das sehr viele erreichen. Sie

leben länger, als die Spanier, die doch mit ihnen in einem Klima wohnen; besonders unter den Weibern findet man viele, die über 100 Jahr alt, und dennoch im ungestörten Besitze ihres Gedächtnisses, ihres Gesichts und ihrer Zähne sind.

Diese Völkerschaften haben weder Städte noch Flecken. Sie wohnen zerstreut auf den Ebenen in hölzernen, mit Stroh gedeckten, Häusern, die ohne Zimmer und Fenster sind, und nur eine Oeffnung haben, die sie, statt einer Thüre, mit einer Kuhhaut verschließen. In der Mitte der Hütte ist die Küche, in welcher so viele Feuer angezündet werden, als ein Mann Weiber hat, die alle verschiedene Speisen für ihn bereiten. Ihre Betten bestehen aus Schaffellen, und das ganze Hausgeräthe nur aus einigen kleinen Bänken und einem grob gearbeiteten Tische. Anstatt des Löffels haben sie eine Muschelschale, und ihre Becher sind ausgehöhlte Kuhhörner. Ihre Teller sind theils von Holz theils von Thon. Ihre Speisen bestehen meist in gekochten Hülsenfrüchten, die blos mit Salz zugerichtet sind, und statt des Brodes essen sie Bataten. Fische und Fleisch, woran sie doch einen Ueberfluß haben, essen sie selten. Zur Zeit der Erndte haben sie die Gewohnheit, daß sie 300 ihrer Freunde einladen und bewirthen. Diesen setzen sie alsdann Flügelwerk, Rindfleisch, Fische und Wein, den sie von den Spaniern erhalten, und Most von Aepfeln in

großem Ueberflusse vor. Männer und Weiber sind alsdann fast beständig berauscht.

Ihre Kleidertracht ist sehr einfach, und ganz von Wolle. Ihre Lieblingsfarbe ist dunkelblau. Die Mannspersonen tragen gemeiniglich eine Art von Kittel mit einem Leibstück darüber, enge Beinkleider, und eine Art von Mantel, der in der Mitte, wo der Kopf durch muß, ein Loch hat. Statt des Huthes tragen sie rothe Binden um den Kopf, mit gläsernen Kügelchen geziert, und an den Füssen haben sie weder Schuh noch Strümpfe; einige wenige nur tragen eine Art von halben Kamaschen von buntem wollenem Zeuge.

Die Weiber tragen anstatt des Hemdes ein langes wollenes Unterkleid ohne Aermel, und über demselben ein wollenes Mäntelchen. Die Haare lassen sie sehr lang wachsen, und flechten sie in sechs Zöpfe, die den Rücken hinab hängen. Den Kopf schmücken sie mit Schmaragdähnlichen Steinen, und alle Finger mit Ringen. Alle drei Nationen glauben, das männliche Geschlecht sey nur zum Kriege gebohren; daher fliehen die Männer alle übrigen Arbeiten, die nicht in Bezug mit ihrer Lieblingsbeschäftigung stehen. Die Bearbeitung des Feldes und alle andere Geschäfte ohne Ausnahme liegen den Weibern ob. Wenn die Männer des Morgens ihr Frühstück verzehrt haben; so setzen sie sich zu Pferde und üben sich selbst und das Pferd in kriegeri-

schen Bewegungen. Die Gewohnheit, sich zu baden, ist unter ihnen sehr gemein. Auch die Weiber baden sich täglich, doch nie unter den Männern. Sobald ein Kind gebohren ist, taucht sich die Mutter mit demselben, sey es im Winter oder im Sommer, sogleich unter Wasser, damit der Leib des Kindes, besonders eines Knaben, zu kriegerischen Strapazen abgehärtet werde.

Die Zeit, welche sie nicht auf kriegerische Uebung verwenden und durch Trunkenheit verlieren, bringen sie mit Spielen hin, die meist einen kriegerischen Charakter haben. Neben diesen Belustigungen finden sie auch Vergnügen an Gesang und Tanz. Die musikalischen Instrumente dabei sind von den kriegerischen nicht unterschieden, und bestehen in Trommeln und Zinken, Pfeifen und einer Art kleiner Flöten. Ihre Gesänge sind melodisch und rührend, und ihre Tänze sehr schön. Gemeiniglich tanzen eine große Anzahl von ihnen in einem Kreise um eine Kriegesfahne, wobei sie dem Wein, der in Gefäßen bei der Fahne steht, fleißig zusprechen. Die Weiber tanzen nie bei den Männern, sondern unter sich allein, und nur, wenn sie sich berauscht haben, geschieht es, daß sie sich um den Kreis der Männer, denen sie jedoch nicht allzu nahe kommen, herumdrehen.

Seitdem die Spanier Pferde ins Land gebracht haben, sind diese Thiere so häufig und

einheimisch geworden, daß keiner dieser Indianer mehr zu Fuße geht, noch den Kreolen, in der Kunst, ein Pferd zu regieren, etwas nachgibt. Die Jagdpferde in Chili sind so ehrgeizig, daß sie kein anderes Pferd sich vorlaufen lassen wollen, und galoppiren so leicht, daß der Reiter kaum eine Bewegung spürt. Ihre Gestalt ist schön, sie sind voller Feuer und Muth; zwei Eigenschaften, die sie sowohl bei den Indianern als Spaniern sehr schätzbar machen.

So lange Indianer und Spanier in keinem Kriege mit einander verwickelt sind, treiben sie einen ansehnlichen Handel zusammen. Die Europäer verkaufen den Indianern Eisengeräthe, Pferdegeschirre, Messer, Wein, und allerhand Sorten leichter Waaren. Dafür tauschen sie ein: Kühe, Pferde, junge Mädchen, auch wohl Knaben, welche die Väter für Sachen, die ihnen sehr ins Auge leuchten, dahin geben. Dieser Handel geschieht mit großer Redlichkeit, besonders auf Seiten der Indianer, deren Eifer man rühmt, den ausgemachten Preis treulich zu entrichten.

So menschlich und sanft diese Indianer in Friedenszeiten sind, so furchtbar und grausam sind sie im Kriege. Den Spaniern, gegen welche sie einen unüberwindlichen Haß hegen, geben sie alsdann schlechterdings kein Quartier. Aber ihre Weiber verschonen sie, nehmen sie mit

in ihre Wohnungen, und behandeln sie sehr artig. Wenn sie sich übermannt sehen, so verlassen sie das Ihrige, und fliehen in tiefe undurchdringliche Wüsteneien. Hier verstärken sie sich mit andern Wilden, und kommen mit diesen wieder in ihr Land zurück. Diese Abwechselung von Flucht und Widerstand macht sie beinahe ganz unüberwindlich. Sobald nur ein einziger schreit: man müsse zu den Waffen greifen; so fangen die Feindseligkeiten den Augenblick an, und ihre Weise, den Krieg anzukündigen, ist die, daß sie alle Spanier, die sie nur finden, selbst diejenigen nicht ausgenommen, die sich auf Treu und Glauben bei ihnen aufhalten, bis auf den letzten Mann erwürgen. Dann verbreiten sie sich auf allen Seiten in die Dörfer, Meierhöfe und Bauerhütten, und ermorden alles, was ihnen vorkömmt. Nach diesem gestillten ersten Blutdurste vereinigen sie sich wieder in größere Haufen, und bilden so ein ordentliches Korps, das mit der wüthendsten Erbitterung die größten Städte anfällt. Erfolgt auf dies alles endlich der Friede, der mehr durch die Spanier, als durch sie, in Vorschlag gebracht wird; so verabredet man eine Zusammenkunft, wo auf Spanischer Seite der Statthalter, der Maestre de Camp, die Offiziere und andre Personen vom ersten Range; von Seiten der Indianer aber der Anführer und die ersten Hauptleute sich versammeln, und mit einander die Friedensbedingungen ausmachen.

In einer dieser Friedensversammlungen hat man den Arauken und ihren Bundesgenossen den ungestörten Besitz der südlichen Ebenen von Chili eingeräumt. Man war übereingekommen, den Häuptern beider Nationen eine Schutzwache zu geben. Die Spanier lagerten sich unter Zelten, die Wilden nicht weit davon ihnen gegenüber. Die Aeltesten aus jedem Distrikt kamen, und machten dem Statthalter ihren Gruß. Er trank ihre Gesundheit, und die Indianer erwiederten ein Gleiches, nachdem er selbst ihnen zu trinken eingeschenkt hatte. Darauf fing man an, vom Frieden zu reden, und Bedingungen vorzuschlagen. Diese wurden von beiden Seiten genehmigt, und nun machte man verschiedene Besuche, wobei der Wein nicht gespart wurde.

Bei solchen Friedensunterhandlungen unterläßt der Statthalter nie, die Häupter der Indianer an seine Tafel zu ziehen, und sucht sie durch allerhand Schmeicheleien zu gewinnen.

Die Inseln Juan Fernandez.

Dies sind zwei Inseln, die ihrer Nachbarschaft von Chili halber zu diesem Lande gehören. Ihren Namen haben sie von einem Spanier, der sie von der Regierung zum Eigen-

thum erhielt, und sich mit etlichen Familien hier niederließ. Als aber bald darauf das Reich Chili unter Spanische Herrschaft kam, zogen die Inselbewohner den Aufenthalt auf dem festen Lande jenem vor, und verliessen die Inseln.

Indessen wäre die größte dieser beiden Inseln im Stande, sehr viele Menschen zu ernähren, wenn sie angebaut würde. Die kleinere, mehr westlich liegende, Insel hat nur eine Stunde im Umfange, ist dürr und unfruchtbar, man sieht nichts als Felsen ohne Gras, ohne Kräuter und Bäume. Eigentlich ist sie weiter nichts, als ein kahler Felsen, der so steil ist, daß er nicht erstiegen werden kann. Oben von dem Gipfel sieht man etliche Ströme herab kommen, die in der Mitte verschiedene Wasserfälle bilden, und sich endlich mit solcher Gewalt ins Meer stürzen, daß man den Schaum davon auf eine Entfernung von drei Stunden noch sieht.

Die größte dieser Inseln ist zwar auch sehr gebirgigt, doch wechseln auch fruchtbare Thäler und Ebenen, die von einer Menge Bäche gewässert werden, mit einander ab. Der Rücken dieser Berge ist gegen die Nordseite mit Bäumen bewachsen, auf der Südseite aber sieht man diese nur in den Thälern. Der Boden ist locker und flach, daß die Bäume sehr leicht auszureissen sind. Wenige von diesen Bäumen

sind stark genug, zum Zimmerholz gebraucht werden zu können; der stärkste auf der ganzen Insel ist der Myrthenbaum, der beinahe 40 Fuß hoch wird. Die Krone dieses Baums ist zirkelrund, und scheint mit aller Kunst so gezogen und geschnitten zu seyn. Auf der Rinde wächst eine Art von Moos, das Geruch und Geschmack wie Zwiebeln hat; daher denn auch die Matrosen es in Ermangelung derselben gebrauchen.

Unter den wildwachsenden Pflanzen gibt es besonders viele antiskorbutische, als Kresse, Sauerampfer, Portulak, Rüben u. a. m., die den Schiffern sehr zu statten kommen. Der Admiral Anson, der im Jahr 1741 hier ans Land stieg, und sich eine Zeitlang hier aufhielt, ließ auch Europäische Küchengewächse säen, und in den Wäldern Pflaumen- Aprikosen- und Pfirsigkerne pflanzen, die alle sehr gut aufgegangen und fortgekommen sind.

Die Witterung auf dieser Insel ist für die Gewächse so vortheilhaft, daß die Bäume das ganze Jahr hindurch grün sind. Der Winter dauert nicht länger, als die beiden Monate Junius und Julius, und ist nie sehr hart; es friert nur ganz leicht, und zuweilen fallen einige Schlossen. Im Sommer ist die Hitze gleichfalls sehr gemäßigt, selten sind Gewitter und nie Orkane zu befürchten. Die See ist in der Bay sehr tief, daher die größten Schiffe

bis dicht ans Ufer anfahren können. Man fängt darin Fische von der besten Gattung, besonders ganz vortreffliche Krebse. Im Monat November wimmelt das Ufer von Seekälbern und Seelöwen, die alsdann aus dem Wasser treten, sich zu begatten, und ihre Jungen zu werfen. In den Gebirgen gibt es eine Menge wilder Ziegen, die von dem ersten Bewohner der Insel, Juan Fernandez, und seinen Gefährten, hieher gebracht sind, und sich seitdem ganz unglaublich vermehrt haben. Ihr Fleisch ist äußerst zart und schmackhaft, und ihre Haut sehr gut zu Schuhen und andern Kleidungsstücken.

An etlichen Stellen der Insel sieht man ganze Hügel von einer besondern Art rother Erde, die viel schöner ist, als der Zinnober. Die Bäume, die auf den Anhöhen stehen, haben gar kein Buschwerk zwischen sich, so daß man ungehindert unter ihnen herum gehen kann. Die Tiefen und Höhen, und die Seiten der Berge formiren die reizendsten Gruppen und Ansichten, die keine Fantasie eines Romanendichters malerischer darstellen kann. Die steilen Felsen, die gleichsam nur zu schweben scheinen, die klaren Gewässer, die sich in rauschenden Kaskaden von den Gipfeln herab stürzen, die Dichtigkeit und das schauerliche Dunkel der Wälder, — dies alles stellt das zauberische Theater, ein wahres Land der Feen vor. Diese einfachen Szenen der Natur, ohne alle Nachhülfe der Kunst, übertreffen alles, was die sinnreichste Imagina-

tion sich denken, und der lebhafteste Pinsel malen könnte.

Es ist zu bedauern, daß ein solches, über alle Beschreibung schönes, anmuthiges und nutzbares Plätzchen, daß eine Insel, die unter die reizendsten Oerter in der Welt gehört, nicht bewohnt wird. Aber der unersättliche Europäer folgt seinem neidischen Sinne, indem er die Indianer hindert, hier zu wohnen, da er sich selbst hier nicht niederlassen will. Doch kommen die Schiffe, die zwischen Chili und Peru segeln, allezeit hieher, sich zu erfrischen, und die Mannschaft findet nach einem kurzen Aufenthalt sich von Ermüdungen oder Seekrankheiten sehr bald wieder hergestellt. Die Insel kann mehr als 600 Familien ernähren, und diejenigen, die einmal festen Fuß gefaßt hätten, würden fast gar nicht mehr zu vertreiben seyn. Denn die Natur hat dies Eiland so gut befestigt, daß man sich mit 100 Mann gegen 1000 ohne alle Gefahr vertheidigen kann. Man sagt, daß es in den Gebirgen Silber- und Goldadern gebe; doch diese würden der geringste Gewinn für ihre Bewohner seyn, da der Boden der Insel ungleich größere Schätze liefern würde. Eine jede hier errichtete Colonie würde fast täglich Gelegenheit haben, Europäische Schiffe hier anlanden zu sehen, daher in keiner traurigen Verbannung leben, sondern durch den Umsatz ihrer Produkte die vortheilhafteste Handlung treiben können. Das Land würde hinlängliche Lebensmittel für seine Bewohner und für alle Reisende

liefern können. Zu dem allen hat aber der Spanische Hof seine Einwilligung noch nicht gegeben, und da ohne dessen Erlaubniß und thätige Unterstützung die Sache nie zu Stande gebracht werden kann, so ist und bleibt diese schönste der Inseln noch immer eine Wüstenei, ein blosser Schlupfwinkel für Seeräuber und Schleichhändler, und ein trauriger Beweis, daß eine kraftlose Regierung den Fleiß des Arbeitsamen unterdrückt, Wüsten entstehen läßt, wo reizende Fluren seyn könnten, und die gesegnetsten Gegenden in Räuberhöhlen verwandelt.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Denkwürdigkeiten von Peru und Chili

Münster 1806

Am.a. 3033 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10253638-7